

R.C. SPROUL DIE HEILIGKEIT GOTTES

# DIE HEILIGKEIT GOTTES

R.C. SPROUL

## **Die Heiligkeit Gottes**

**R. C. Sproul**

gebunden, 224 Seiten  
Artikel-Nr.: 256371  
ISBN / EAN: 978-3-86699-371-6

Die Heiligkeit gehört zu den vernachlässigten Wesenszügen Gottes. Heute wird viel von seiner Liebe gesprochen, aber seine Heiligkeit findet nur selten unsere Aufmerksamkeit. In diesem Werk wird gezeigt, warum Menschen zu dem heiligen Gott hingezogen werden und dabei gleichzeitig bis ins Innerste vor ihm erschrecken. Der Autor untersucht darin auf dem Hintergrund der Heiligkeit Gottes biblische Zusammenhänge und verschiedene geschichtliche Ereignisse, die den Leser zu einem unvoreingenommenen, biblisch ausgewogenen Verständnis von ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: [www.clv.de](http://www.clv.de)

clv



R. C. Sproul

# Die Heiligkeit Gottes



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen. Hervorhebungen in diesen Zitaten sind in der Regel hinzugefügt worden.

Originally published in the U.S.A. under the title:  
**The Holiness of God, by R. C. Sproul**

Copyright © 1998 by R. C. Sproul

German edition © 2018 by CLV Christliche Literatur-Verbreitung with permission of Tyndale House Publishers, Inc. All rights reserved.

I. Auflage 2018

© der gekürzten deutschen Ausgabe by CLV  
Christliche Literatur-Verbreitung  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Ruth Müller  
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256371  
ISBN 978-3-86699-371-6

KAKI UND RYAN UND DEN ANDEREN  
IN IHRER GENERATION GEWIDMET.  
MÖGEN SIE DURCH DIESES BUCH  
NEUE GLAUBENSIMPULSE ERHALTEN!





# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Dank   | 8   |
| 1  |     |
| In der Gegenwart des heiligen Gottes           | 9   |
| 2  |     |
| Heilig, heilig, heilig                         | 23  |
| 3  |     |
| Heiligkeit – was ist das?                      | 43  |
| 4  |     |
| Der Schrecken der Begegnung mit der Heiligkeit | 53  |
| 5  |     |
| Die »unsinnigen« Äußerungen Luthers            | 73  |
| 6  |     |
| Heilige Gerechtigkeit                          | 109 |
| 7  |     |
| Mit Gott ringen – bei Gott Frieden finden      | 155 |
| 8  |     |
| Ihr sollt heilig sein                          | 187 |
| 9  |     |
| Gott in den Händen zorniger Sünder             | 210 |
| Abkürzungen                                    | 223 |

## Dank

Mein spezieller Dank geht an Wendell Hawley, weil er mich mit großer Herzenswärme und Freundlichkeit während dieses Projekts ermutigt hat. Meiner Frau Vesta sei dafür gedankt, dass das Buch gut lesbar ist, indem sie mich unerbittlich und liebevoll auf Verbesserungen hingewiesen hat.

## In der Gegenwart des heiligen Gottes



Gott ist gegenwärtig;  
lasset uns anbeten  
und in Ehrfurcht vor Ihn treten.

Gott ist in der Mitten!  
Alles in uns schweige  
und sich innigst vor Ihm beuge.

Wer Ihn kennt,  
wer Ihn nennt,  
schlag die Augen nieder;  
kommt, ergebt euch wieder!

GERHARD TERSTEEGEN



Irgendetwas in mir störte meinen Schlaf. Es war nur ein einziges Geräusch zu hören – das Ticken meiner Uhr auf dem Schreibtisch, doch irgendetwas drang an mein Ohr. Ich schwebte zwischen Schlafen und Wachen – in einem

Zustand, in dem das Gehirn die Geräusche der Außenwelt noch wahrnimmt, am Rande des Schlummers – halb schlafend und doch nicht schlafend, wachend, aber nicht aufmerksam. Da war eine innere Stimme, die sagte: ›Stehe auf! Gehe aus diesem Zimmer.‹

Die Aufforderung wurde stärker, drängender und war schließlich nicht mehr zu ignorieren. Schlagartig wurde ich wach. Ich fuhr hoch, schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. In einem Augenblick war aller Schlaf vergangen, und ich setzte mich in Bewegung. Innerhalb kürzester Zeit war ich angezogen und befand mich auf dem Weg ins Freie. Ein kurzer Blick auf die Uhr registrierte die Zeit in meinem Gehirn: zehn Minuten vor Mitternacht.

Der Nachtwind war kalt und ließ den Schnee vom Vormittag verharschen. Ich fühlte das Knirschen unter meinen Füßen, als ich auf das Zentrum des Universitätsgeländes zuing. Im Mondlicht bemerkte ich ringsum gespenstische Schatten. Sie fielen auf die Gebäude, deren überhängende Dächer mit Eiszapfen verziert waren – Wassertropfen, im Raum erstarrt, massive Eisdolche, eingefrorenen Fangzähnen gleich.

Die Zahnräder der alten Turmuhr begannen zu knarren, die Zeiger standen senkrecht. Ich hörte das schwerfällige Ächzen der Mechanik – ehe unmittelbar danach die Uhr zu schlagen begann. Vier Töne signalisierten die volle Stunde. Ihnen folgten zwölf gleichmäßige, volle Schläge.

Ich zählte sie in Gedanken, wie ich es immer tat, um einen möglichen Irrtum zu bemerken. Aber die alte Uhr ging nie falsch. Genau zwölf Schläge klangen vom Turm.

Die Kapelle lag im Schatten des alten Turms. Die Tür war aus schwerem Eichenholz gefertigt, überspannt von einem hohen neugotischen Bogen. Ich öffnete sie und betrat die innere Halle. Die Tür fiel hinter mir mit einem klirrenden Ton ins Schloss, der von den hohen Steinwänden widerhallte.

Das Echo erschreckte mich. Es war ein eigenartiger Kontrast zu den Geräuschen des Tages, wenn die scharrenden Füße der Studenten, die zur Andacht gingen, das laute Öffnen und Zuschlagen der Tür übertönten. Ich verharrte einige Augenblicke am Eingang, um meine Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Das fahle Mondlicht fiel gedämpft durch die bunten Glasfenster. Ich konnte die Anordnung der Bänke und den Mittelgang erkennen, der zu den Kanzelstufen führte. Es überkam mich ein majestätisches Raumgefühl – was noch durch die hohen Deckengewölbe verstärkt wurde.

Ich bewegte mich gemessenen Schrittes und zielstrebig auf die Kanzelstufen zu. Der Hall meiner Schritte auf dem Steinfußboden weckte in mir beängstigende Bilder von Soldaten, die mit nägelbeschlagenen Stiefeln über kopfsteingepflasterte Straßen marschieren. Jeder Schritt hallte den Mittelgang entlang, bis ich die mit Teppich belegte Kanzel erreichte.

Dort sank ich auf die Knie. Ich hatte mein Ziel erreicht. Hierher hatte mich die innere Stimme geführt, die ich in meinem Zimmer im halbawachen Zustand gehört hatte.

Ich befand mich in Gebetshaltung; aber ich hatte nichts zu sagen. In völliger Stille verharrte ich kniend und machte mir bewusst, dass ich mich in der Gegenwart des heiligen Gottes befand. Mein Herz schlug hörbar gegen meine Brust. Furcht überkam mich. Ich rang mit der Versuchung, mich zu erheben und diesen Ort augenblicklich zu verlassen.

Doch dann wich die Angst, und es folgte ein völlig anderer Zustand. Meine Seele wurde von unaussprechlichem Frieden durchflutet. Das war ein Friede, der meinen geängsteten Geist sogleich mit Ruhe und Gelassenheit erfüllte. Ich war getröstet. Es verlangte mich, dort zu bleiben, nichts zu sagen, nichts zu tun und einfach in der Nähe Gottes zu verharren.

Diese stillen Augenblicke in der Kapelle formten mein Leben um. Etwas in meinem Geist wurde ein für alle Mal zur Ruhe gebracht. Von diesem Augenblick an würde es kein Zurück mehr geben. Der ungemein machtvolle Eindruck würde nie mehr ausgelöscht werden können. Ich war allein mit Gott, mit einem heiligen Gott – einem Gott, dem man nur mit Ehrfurcht und Ehrerbietung begegnen konnte, mit einem Gott, der mich in einem Augenblick in Schrecken versetzen und im nächsten Augenblick mit Frieden erfüllen konnte. Ich wusste, dass ich in dieser Stunde

in die Gegenwart des Allerheiligsten getreten war. Ein nie gekannter Durst war in mir aufgebrochen, der in dieser Welt nie ganz gestillt werden würde. Ich beschloss, mehr zu lernen, um diesem Gott zu folgen, der mir in der dunklen Kapelle begegnet und in meine Studentenwohnung gekommen war und der mich aus dem Schlummer aufgeschreckt hatte.

Was veranlasste einen Studenten, zu so später Stunde die Gegenwart Gottes zu suchen? Am Nachmittag war im Klassenzimmer etwas geschehen, was mich in die Kapelle getrieben hatte. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits ein wiedergeborener Christ. Meine Bekehrung war plötzlich geschehen, mit einiger Dramatik verbunden. Mein Leben war auf den Kopf gestellt worden, und ich wurde mit Begeisterung für die Liebe Christi erfüllt. Ich wurde von einer neuen Leidenschaft nach dem Studium der Bibel und von der Frage nach dem rechten Beten verzehrt, nach der Überwindung des Bösen, das meinen Charakter verdarb, und nach dem Wachstum in der Gnade. Mein Leben sollte brauchbar werden für Christus. Meine Seele sang: ›Herr, ich möchte dir dienen!‹

Eigentlich meinte ich, schon lange ein Christ zu sein, aber etwas vermisste ich bisher in meinem jungen Christenleben. Da gab es wohl Hingabe und Begeisterung, aber alles war von einer gewissen Oberflächlichkeit gekennzeichnet, alles zeigte eine gewisse Naivität. Ich wusste,

wer Jesus war. Aber Gott der Vater war meinem Verstand ein Rätsel und meiner Seele ein Fremder. Ein dunkler Schleier verhüllte sein Angesicht.

Die Vorlesungen in Philosophie änderten das. Ich hatte den Kurs nur belegt, weil dies für meinen späteren Abschluss notwendig war, und brachte den Ausführungen deshalb nur geringes Interesse entgegen. Ich wollte meinen Abschluss in Bibelkunde machen und dachte, die Beschäftigung mit den abstrakten Spekulationen der Philosophie sei vergeudete Zeit. Der Streit um Begründungen und Zweifel schien mir aus leeren Worten zu bestehen. Das war keine Nahrung für meine Seele – nur ein schwieriges intellektuelles Puzzlespiel, das mich kalt ließ, bis zu diesem Winternachmittag.

Die Vorlesungen an diesem Tag beschäftigten sich mit Aurelius Augustinus. Der Professor sprach über Augustinus' Sicht von der Erschaffung der Welt.

Der biblische Schöpfungsbericht war mir bekannt. Ich weiß, dass das Alte Testament mit den Worten beginnt: »Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde« (1Mo 1,1). Aber ich hatte nie wirklich über den Ursprung der Schöpfung nachgedacht. Augustinus drang ein Stück weit in dieses Geheimnis ein und warf die Frage auf: Wie ist das geschehen?

»Im Anfang ...«

Was war vor dem Anfang von 1.Mose 1? Adam hatte weder Vater noch Großvater. Er hatte keine Geschichts-



bücher, denn da war keine Geschichte. Vor der Schöpfung gab es keine Könige und Königinnen, keine Steine oder Bäume. Da war nichts, absolut nichts! Außer Gott natürlich!

An diesem Punkt der Vorlesung fing sich in meinem Kopf plötzlich alles zu drehen an. Ehe die Welt begann, war nichts. Aber was in aller Welt ist »nichts«? Wo können wir es finden? Offensichtlich nirgendwo. Warum? Weil es nichts ist. Und nichts existiert nicht. Würde es existieren, wäre es etwas und nicht »nichts«! Denken Sie einen Moment darüber nach. Unsinn! Über das Nichts kann man nicht nachdenken, weil es eben nicht existiert. Bekommen Sie nun auch Kopfschmerzen?

Wie können wir über nichts nachdenken? Wir sind außerstande dazu! Es ist unmöglich. Wenn wir versuchen, über das Nichts nachzudenken, denken wir im gleichen Augenblick schon über ein Etwas nach. Nichts! Ist das leere Luft? Aber Luft ist doch etwas, hat Gewicht und Substanz. Ich weiß das, wenn ich nur an die Wirkung denke, die ein Nagel in meinem Autoreifen hervorgerufen hat.

Jonathan Edwards sagte einmal, dass *nichts* das ist, was schlafende Felsen träumen. Hilft uns das? Mein Sohn gab mir eine andere Definition von *nichts*. Wenn er von der Schule nach Hause kam und ich ihn fragte, was er heute getan habe, war seine Antwort Tag für Tag dieselbe. Sie lautete stets: »Nichts.« Meine beste Erklärung für *nichts* ist das, was mein Sohn seinen Aussagen zufolge täglich in der Schule tat (zumindest in einem bestimmten Alter).

Unser Verständnis von Kreativität hat mit Modellieren und Formen zu tun, mit Farbe, Ton und Papier oder anderen Substanzen. Wir haben noch nie einen Maler erlebt, der ohne Farbe malt, oder einen Schriftsteller, der ohne Worte schreibt, oder einen Komponisten, der ohne Noten komponiert. Ein Künstler muss mit *etwas* beginnen. Er formt und verändert ein Material; er arbeitet nie mit nichts.

Augustinus lehrte, dass Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen hat. Gott hat in der Schöpfung alles erst ins Dasein gerufen. Einfach alles, was es gibt, hat er hervorgebracht. Gott erschuf die Welt aus dem Nichts. Vorher war nichts. Und dann, auf den Befehl Gottes hin, war da ein Universum.

Wir fragen wieder: Wie hat er das gemacht? Der einzige Hinweis, den die Bibel gibt, ist der, dass das Universum durch sein Wort ins Dasein kam. Augustinus prägte dafür einen angemessenen Ausdruck. Er nannte es den »göttlichen Imperativ« oder den »göttlichen Befehl«. Wir wissen, was ein Imperativ ist. Es ist einfach ein Befehl, ein Willensakt, der etwas hervorbringt.

Ich schreibe dieses Buch mit einem IBM-Computer. Das ist eine bewundernswerte Maschine, die aus vielen komplizierten Teilen besteht. Der Computer reagiert auf bestimmte Befehle. Wenn ich mich zum Beispiel vertippe, brauche ich keinen Radiergummi zu holen. Um meinen Fehler zu korrigieren, muss ich dem Rechner nur

mit einem bestimmten Knopfdruck einen Befehl geben, und der Fehler wird korrigiert. Der Computer arbeitet auf Befehl. Aber die Kraft meiner Befehle ist begrenzt. Die einzigen Befehle, die der Computer ausführt, sind diejenigen, die bereits vorprogrammiert sind. Ich würde ihm gern befehlen: »Schreibe dieses Buch für mich, während ich zum Golfspielen gehe!« Aber der Computer kann das nicht leisten. Ich kann mit der stärksten Stimme befehlen: »Schreibe dieses Buch!« Aber meine Befehlsgewalt reicht nicht aus, den Computer zu solchem Handeln zu bewegen.

Gottes Befehle sind nicht begrenzt. Er kann erschaffen durch die bloße Macht seiner Befehle. Er kann etwas aus dem Nichts hervorbringen, sogar Leben aus dem Tod.

Der erste Klang im Universum war die Stimme Gottes, die befahl: »Es werde!« Aber es ist unkorrekt, »der erste Klang ›im‹ Universum« zu sagen, denn ehe Gottes Imperativ erklang, gab es kein Universum. Gott sprach in ein leeres Nichts.

Die Schöpfung war das erste Ereignis der Geschichte. Der höchste Architekt sah seinen gewaltigen Bauplan an, und aufgrund seiner gebietenden Worte wurden die Grenzen der Erde festgelegt. Er sprach – und die Wasser sammelten sich an bestimmten Orten, und die Wolken füllten sich mit Tau. Er knüpfte die Bänder des Siebensterns und löste die Fesseln des Orion (vgl. Hi 38,31). Er sprach – und die Erde füllte sich mit Bäumen und Blu-

men. Die Knospen sprangen auf, wie nach einem warmen Frühlingsregen.

Gott sprach – und die Wasser füllten sich mit Leben. Schnecken krochen im Schatten des Stechrochens dahin, während der große Speerfisch durch die Wasseroberfläche brach und auf den Wellen dahinjagte. Gott sprach – und das Brüllen des Löwen war ebenso zu hören wie das Blöken der Schafe. Vierfüßige Tiere aller Art erschienen.

Und Gott sah, dass es gut war.

Dann nahm Gott Erde vom Ackerboden und formte daraus mit Sorgfalt einen Menschen und hauchte ihm seinen Odem ein. Der Mensch begann, sich zu bewegen und zu denken. Er begann zu fühlen. Er begann anzubeten. Er lebte und trug das Ebenbild Gottes.

Augustinus wusste, dass die Welt nicht durch Zufall entstanden sein konnte. Er wusste, dass jemand da sein musste, der ungeheure Macht besaß – eben Schöpfermacht –, um das entsprechende Werk zu vollbringen.

Die Bibel sagt: »Im Anfang schuf Gott ...« Der Gott, dem wir dienen, ist der Gott, der immer gewesen ist. Er ist der eine, *der Leben aus sich selbst hat*. Er allein ist ewig. Er allein hat Macht über Leben und Tod. Er allein kann durch die Macht seines Befehls Welten ins Dasein rufen. Eine solche Macht ist einerseits erschreckend, furchteinflößend. Sie verdient andererseits Respekt und demütige Bewunderung. Es war diese Aussage von Augustinus, die mich um Mitternacht in die Kapelle trieb: Gott hat die

Welt aus dem Nichts erschaffen, durch die bloße Macht seines Wortes.

Ich weiß, was es bedeutet, bekehrt zu sein. Ich weiß, was es heißt, wiedergeboren zu sein. Ich verstehe auch, dass ein Mensch nur einmal wiedergeboren werden kann. Aber wenn der Heilige Geist in uns das neue Leben in Christus geschaffen hat, hört er mit seinem Werk nicht auf. Er will uns fortwährend verändern.

Meine Erfahrung während der Vorlesung, als ich über die Erschaffung der Welt nachdachte, war wie eine »Bekehrung« – nicht nur zu Christus, dem Sohn Gottes, sondern zu Gott dem Vater. Ich hatte plötzlich ein Verlangen, Gott den Vater zu kennen. Ich wollte ihn in seiner Majestät, in seiner Macht und ganzen Heiligkeit kennenlernen.

Mit meiner »Bekehrung« zu Gott dem Vater gingen einige Schwierigkeiten einher, die einem solchen Schritt innewohnen. Obwohl mich die Vorstellung von dem einen Gott, der das ganze Universum aus dem Nichts erschaffen hatte, tief beeindruckte, störte mich doch die Tatsache, dass die Welt, in der wir leben, von Leid und Schmerz erfüllt ist. Es ist eine rätselhafte Welt, durch das Böse verdorben. Meine nächste Frage war: Wie konnte ein guter und heiliger Gott eine Welt erschaffen, die sich in einem solch traurigen Zustand befindet? Beim Studium des Alten Testaments verwirrte mich das Handeln Gottes, der befahl, auch die Frauen und Kinder der Kanaaniter umzubringen, als Israel das verheißene Land eroberte, und der Ussa tötete,

weil dieser die Bundeslade angerührt hatte. Dazu kamen andere Geschehnisse, die mir unverständlich blieben und scheinbar eine ganz andere Seite des Wesens Gottes zeigten. Wie würde ich je einen solchen Gott lieben können?

Aber der eine große Grundgedanke, der mir in der gesamten Schrift entgegentrat, war die Heiligkeit Gottes. Das Wort *heilig* war mir fremd. Ich kannte seine genaue Bedeutung nicht. Das führte mich zu eifrigem, anhaltendem Suchen. Bis heute fesselt mich die Frage nach der Heiligkeit Gottes noch immer. Ich bin davon überzeugt, dass sie zu den wichtigsten Problemen gehört, mit denen ein Christ ringen muss. Sie gehört zur Grundlage unseres Verständnisses von Gott und vom Christsein.

Der Grundgedanke der Heiligkeit ist in der biblischen Lehre von entscheidender Bedeutung. Von Gott selbst heißt es: »Heilig ist sein Name« (Lk 1,49; vgl. Ps III,9). Sein Name ist heilig, weil er selbst heilig ist. Doch nur sehr selten wird diesem heiligen Gott Ehrfurcht entgegengebracht. Sein Name wird in den Schmutz der Welt gezogen. Er wird bei Fluchworten benutzt und auf andere, widerwärtige Weise gebraucht. Dass die Welt wenig Respekt gegenüber Gott aufbringt, ist also deutlich daran zu erkennen, wie die Menschen mit seinem Namen umgehen. Da sind weder Verehrung noch Ehrfurcht gegenüber dem heiligen Gott zu finden.

Wenn ich eine Gruppe von Christen fragen würde, was die höchste Priorität in der Gemeinde des Herrn hat,

bekäme ich sicher viele verschiedene Antworten. Manche würden vielleicht die Evangelisation an die oberste Stelle setzen, andere vielleicht das soziale Engagement bzw. die Diakonie, wieder andere das geistliche Wachstum. Aber ich habe noch nie jemanden darüber reden hören, dass in der Gemeinde Heiligkeit ganz oben auf der Prioritätenliste steht.

Fragen wir uns jedoch einmal: Welches ist die erste Bitte in dem Mustergebet, das wir in Matthäus 6 finden? Jesus sagte: »Betet ihr nun so: ›Unser Vater, der du bist in den Himmeln ...‹« (Mt 6,9). Der erste Satz ist keine Bitte, sondern eine persönliche Anrede. Dann geht das Gebet mit einer Bitte weiter: »... geheiligt werde dein Name.« Dieser Satz umfasst nicht die Feststellung, dass der Name Gottes heilig ist, sondern die Bitte, der Name Gottes möge geheiligt werden. Wir sollen darum bitten, dass Gott als heilig angesehen wird.

Es gibt einen logischen Aufbau in diesem Gebet: Noch widersteht man dem Reich Gottes dort, wo sein Name nicht geheiligt wird. Noch widersetzt man sich auf Erden Gottes Willen überall dort, wo sein Name entweiht und missachtet wird. Im Himmel ist der Name Gottes heilig. Er ist ein Ort, an dem Gott, dem Allerhöchsten, vollkommene Verehrung zuteilwird. Es ist daher unsinnig, das Reich Gottes dort zu erwarten, wo Gott nicht geehrt und sein Name nicht geheiligt wird.

Unser Verständnis hinsichtlich der Person und des Wesens Gottes wirkt sich auf jeden Aspekt unseres Lebens

aus. Es beeinflusst uns viel mehr als das, was wir so allgemein als den »glaubensmäßigen« Teil unseres Lebens ansehen. Wenn Gott der Schöpfer des Universums ist, muss er notwendigerweise der Herr des ganzen Universums sein. Es gibt keinen Teil der Welt, der außerhalb seiner Herrschaft steht. Und gerade hier wird diese Tatsache zu einer ganz persönlichen Angelegenheit: Sein heiliges Wesen bzw. sein Heiligsein hat Bedeutung für alle Gebiete meines Lebens.

Dem heiligen Gott können wir nicht entfliehen. Es gibt keinen Platz im Universum, an dem wir uns vor ihm verbergen könnten. Er ist überall da. Deshalb müssen wir verstehen lernen, was der Begriff Heiligkeit bedeutet. Wir können es uns nicht leisten, darauf zu verzichten. Wir können Gott nicht in rechter Weise dienen, wir werden kein geistliches Wachstum erleben, nicht wirklich gehorsam sein können, wenn wir nicht wissen, was Heiligkeit ist. Heiligsein definiert das Ziel des Christen. Gott hat dazu in seinem Wort Folgendes gesagt: »Seid heilig, denn ich bin heilig« (3Mo 11,44.45; vgl. 1Petr 1,16).

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir verstehen, was Heiligkeit ist.



## Heilig, heilig, heilig



Heilig, heilig, heilig  
ist der HERR der Heerscharen,  
die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit!

JESAJA 6,3



Der Prophet im Israel des Alten Bundes war in der Regel ein einsamer Mann. Er war von Gott ausgesondert und auf seine schwere Aufgabe vorbereitet worden. Obwohl er von seinem Volk oft missachtet wurde, hatte er Gottes Sache vor seinem Volk zu vertreten, und er war der berufene Sprecher des allerhöchsten Gerichts des Himmels und der Erde, der diejenigen anzuklagen hatte, die gegen den höchsten Richter gesündigt hatten.

Der Prophet war kein Philosoph, der seine Ansichten als Diskussionsgrundlage für gelehrte Dispute verfasste. Er war kein Bühnenautor, der Dramen zur öffentlichen

Unterhaltung schrieb. Er war ein Botschafter, ein Herold des höchsten Königs. Seinen Botschaften gingen zumindest sinngemäß stets die Worte voraus: »So spricht der HERR!«

Die Aufzeichnungen über das Leben der Propheten sind weithin eine Geschichte der Märtyrer. Wenn von Jesus gesagt wird: »Er war verachtet und verlassen von den Menschen, ein Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut« (Jes 53,3), so bedeutet das zumindest für seinen Zeugendienst unter den Menschen, dass er in einer langen Reihe von Männern stand, die Gott zu einem solchen Leben des Leidens berufen hatte. Die schwere irdische Bestimmung des Propheten hatte oft mit Abgeschiedenheit zu tun. Aber er blieb meist auch dann einsam, wenn er mitten unter seinen Landsleuten wohnte.

Ein solcher Mann war Jesaja, der Sohn des Amoz.

Im Kreis der alttestamentlichen Glaubenshelden nimmt Jesaja eine herausragende Stellung ein. Er gilt seit jeher als der bekannteste Prophet in Israel. Dies ist vor allem auf die Botschaft des umfangreichen und großartig konzipierten Buches zurückzuführen, das seinen Namen trägt.

Was einen Propheten Israels von seinen Landsleuten absonderte, war seine heilige Berufung. Er wurde nicht von Menschen berufen. Er konnte sich nicht um diese Stellung bewerben. Er wurde ausgewählt, direkt von Gott erwählt. Ein solcher Ruf war Ausdruck des souveränen Willens Gottes, man konnte ihn nicht ignorieren. (Jeremia versuchte, sich dem Ruf zu entziehen, und wurde

von Gott sofort daran erinnert, dass er ihn schon vor seiner Geburt ausgesondert hatte. Und als Jeremia nach einer gewissen Zeit seinen Dienst aufgeben wollte, gab Gott ihm unmissverständlich zu verstehen, dass er noch weitere Aufträge für ihn hatte.) Der Dienst eines Propheten war ein Dienst auf Lebenszeit.

Der Bericht von der Berufung Jesajas ist vielleicht der dramatischste aller derartigen Berichte des Alten Testaments. Wir lesen, dass der Ruf an ihn erging in dem Jahr, in dem der König Ussija starb.

König Ussija starb im achten Jahrhundert vor Christus. Seine Regierungszeit war eine wichtige Periode in der Geschichte Israels. Ussija war einer der besseren Könige, die Juda regierten. Er war kein David, aber es wird auch keine Verdorbenheit (Gottlosigkeit) von ihm berichtet, die für die Könige des Nordreichs kennzeichnend war, wie zum Beispiel Ahab. Ussija kam auf den Thron, als er 16 Jahre alt war. Er regierte 52 Jahre in Juda. Stellen wir uns das einmal vor: 52 Jahre – eine lange Zeit!

Die Bibel berichtet uns, dass Ussija seine Regierung in der Furcht Gottes begann, indem er tat, »was recht war in den Augen des HERRN« (2Chr 26,4). Er suchte Gott, und Gott segnete ihn. Ussija kämpfte gegen die Philister und andere Völkerschaften und besiegte sie. Er baute Türme in Jerusalem und verstärkte die Stadtmauern. Er grub Brunnen in der Wüste, förderte in großem Umfang den Ackerbau und baute Weinberge. Die militärische Stärke Judas

erreichte unter Ussija fast das gleiche Niveau wie zu Davids Zeiten. Während des größten Teils seiner Regierungszeit war Ussija ein angesehener und beliebter König.

Seine Geschichte endet allerdings mit einem traurigen Kapitel. Er wurde hochmütig und erhob sich gegen Gott. In arroganter Weise betrat er den Tempel und beanspruchte Rechte, die Gott den Priestern vorbehalten hatte. Als die Priester des Tempels ihn an seiner frevelhaften Handlung hindern wollten, wurde er zornig über sie, und Gott strafte ihn mit Aussatz. Die Bibel berichtet von ihm: »Er wohnte in einem Krankenhaus als Aussätziger; denn er war vom Haus des HERRN ausgeschlossen« (2Chr 26,21).

Als Ussija gestorben war, trauerte das Volk um ihn, trotz der Schande seiner letzten Lebensjahre.

Im gleichen Jahr ging Jesaja in den Tempel. Wir lesen in Jesaja 6,1: »Im Todesjahr des Königs Ussija, da sah ich den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Thron, und seine Schleppen füllten den Tempel.«

Als Jesaja den Tempel betrat, sah er den ewigen König – den einen, der für alle Zeiten auf dem Thron Davids sitzt. Er sah den Herrn.

Beachten wir, dass in Jesaja 6,1 das Wort »Herr« in allgemein üblicher Schreibweise erscheint. Das steht im Gegensatz zu der Schreibweise des Wortes in Vers 3 und in vielen anderen Bibelstellen. Wir begegnen hier keinem Druckfehler oder keiner Inkonsequenz des Übersetzers.

Der Grund für diese unterschiedliche Schreibweise besteht darin, dass im hebräischen Urtext zwei unterschiedliche Worte gebraucht werden, die wir im Deutschen beide nur mit dem einen Wort *Herr* wiedergeben können.

Wenn das Wort in der üblichen Weise erscheint, so wird damit das hebräische Wort *Adonai* wiedergegeben. *Adonai* bedeutet »mein Herr«. Es ist nicht der Name Gottes; es ist ein Titel, der im Alten Testament für Gott gebraucht wird. Wenn *HERR* in unseren Bibeln mit Großbuchstaben gedruckt ist, dann steht im Hebräischen das Wort *Jahweh*. *Jahweh* ist der heilige Name Gottes, der Name, den Gott selbst seinem Knecht Mose im brennenden Dornbusch offenbarte. Das ist der Name, den man nicht auszusprechen wagte – der heilige Name, der im Volk Israel vor profanem Gebrauch geschützt war. Im Allgemeinen wird dieser Name nur mit seinen vier Konsonanten *JHWH* wiedergegeben. Deshalb spricht man von dem heiligen Tetragramm (Vier-Buchstaben-Wort).

Wir sehen den Unterschied der beiden Wörter zum Beispiel in Psalm 8,2.8. Dort lesen wir: »HERR, unser Herr, wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde.« Was die Israeliten hier sagten, war: »Jahweh, unser Adonai [Herr], wie herrlich ist dein Name ...« Und in Psalm 110 lesen wir: »Der HERR sprach zu meinem Herrn: ›Setze dich zu meiner Rechten ...‹« (V. 1). Der Psalmist sagt hier: »Gott sprach zu meinem Herrn: ›Setze dich zu meiner Rechten ...‹«

*HERR* ist der Name Gottes, und *Herr* ist sein Titel. So wie in unserem Land der Bundespräsident das höchste Amt ausübt und den entsprechenden Titel führt, so war das höchste Amt in Israel dasjenige des Souveräns, des allerhöchsten Herrschers, und der entsprechende Titel gehörte einzig und allein Gott. Wenn Jesus Christus im Neuen Testament als »Herr der Herren« (und auch als »König der Könige«) bezeichnet wird, zeigt das seine Stellungsgleichheit mit Gott dem Vater an.

Als Jesaja den Tempel im Todesjahr des Königs Ussija aufsuchte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah den wirklichen König des Volkes. Er sah den Herrn auf dem höchsten Thron sitzen.

Der Mensch kann das Angesicht Gottes nicht schauen. Die Schrift sagt, dass niemand Gott sehen und am Leben bleiben kann. Wir erinnern uns an die Bitte Moses, als das Volk Israel am Berg Sinai lagerte. Mose hatte wunderbare Dinge gesehen. Er hatte die Stimme Gottes aus dem brennenden Dornbusch gehört. Er hatte erlebt, wie sich das Wasser des Nils in Blut verwandelt hatte. Er hatte das Manna vom Himmel gegessen und die Wolken- und Feuersäule gesehen. Vor seinen Augen waren die Streitwagen Pharaos in den Fluten des Schilfmeers versunken. Doch er wollte noch mehr. Er suchte die höchste geistliche Erfahrung. Er bat den Herrn: »Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen!« (2Mo 33,18). Seine Bitte wurde abgelehnt.

Und der HERR sprach: Ich werde alle meine Güte vor deinem Angesicht vorübergehen lassen und werde den Namen des HERRN vor dir ausrufen; und ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarmen werde. Und er sprach: Du vermagst nicht mein Angesicht zu sehen, denn nicht kann ein Mensch mich sehen und leben. Und der HERR sprach: Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Und es wird geschehen, wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, so werde ich dich in die Felsenkluft stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorübergegangen bin. Und ich werde meine Hand wegtun, und du wirst mich von hinten sehen; aber mein Angesicht soll nicht gesehen werden (2Mo 33,19-23).

Gott erlaubte es Mose, ihn von hinten zu sehen, nicht aber sein Angesicht. Als Mose danach von dem Berg zurückkam, strahlte sein Gesicht. Da fürchteten sich die Israeliten, in seine Nähe zu kommen. Deshalb bedeckte Mose sein Angesicht, wenn er mit dem Volk redete. Diese Furcht galt dem Angesicht eines Mannes, der Gott so nahe gewesen war, dass er die Herrlichkeit Gottes widerspiegelte. Aber er hatte der Herrlichkeit nur hinterhergesehen. Er hatte nicht das Angesicht Gottes geschaut. Wenn Menschen sich schon fürchten, weil sie die widergespiegelte Herrlichkeit im Angesicht dessen wahrnehmen, der hinter Gott

hergesehen hat, wie könnte dann jemand Gott direkt ins Angesicht sehen?

Trotzdem ist es das Vorrecht eines jeden Gläubigen, einmal Jesus Christus, den auferstandenen und wiederkommenden Herrn, in der strahlenden Herrlichkeit seines göttlichen Wesens zu schauen. Das ist für den Christen mehr als eine Hoffnung, es wird für ihn zur Verheißung. Johannes sagt in seinem ersten Brief: »Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden; wir wissen, dass wir, wenn es offenbar wird, ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist« (1Joh 3,2). Welch einer herrlichen Zukunft gehen Gläubige entgegen!

Nun wollen wir uns wieder dem Geschehen bei der Berufung Jesajas zuwenden:

Seraphim standen über ihm; jeder von ihnen hatte sechs Flügel: Mit zweien bedeckte er sein Angesicht, und mit zweien bedeckte er seine Füße, und mit zweien flog er (Jes 6,2).

Den Seraphim sind anders als uns Menschen Sünde und Unreinheit unbekannt. Aber als Engelwesen sind sie erschaffene Wesen, und selbst in ihrer Stellung als diejenigen, die zum Gefolge des Herrn und zu den himmlischen Heerscharen gehören, ist es nötig, dass sie ihr Antlitz bedecken, weil sie die Herrlichkeit des Angesichts



Gottes nicht unmittelbar anschauen dürfen. Sie sind wunderbar geschaffen, von ihrem Schöpfer eigens mit einem Paar Flügel ausgestattet, um ihr Antlitz in der heiligen Gegenwart Gottes zu bedecken.

Die Seraphim besitzen aber darüber hinaus ein zweites Paar Flügel, mit dem sie ihre Füße bedecken. Obwohl sie als Engel Geistwesen sind, bleiben sie Geschöpfe, und die Darstellung in Jesajas Vision legt den Gedanken nahe, dass sie in der Gegenwart Gottes ihre Füße als Zeichen ihrer Ehrerbietung bedecken müssen. »Und einer rief dem anderen zu und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der HERR der Heerscharen, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit!« (Jes 6,3).

Hier erkennen wir das Wesentliche an Jesajas Vision. Es sind die Worte der Seraphim, die die ehrfurchtgebietende Botschaft dieses Textes offenbaren. Diese Worte bestehen aus der Wiederholung eines einzigen Wortes – *heilig*. Der Gemeinde ist damit der erhabendste Hymnus gegeben, das Dreimalheilig, das in manchen Chorälen bis heute zu finden ist.<sup>1</sup>

---

1 A. d. H.: Vgl. z. B. Strophe 2 in dem bekannten Lied »Großer Gott, wir loben Dich«:

Alles, was Dich preisen kann,  
Cherubim und Seraphinen,  
stimmen Dir ein Loblied an;  
alle Engel, die Dir dienen,  
rufen Dir in sel'ger Ruh':  
»Heilig, heilig, heilig!« zu.

Die Bedeutung der Wiederholung des Wortes *heilig* kann leicht übersehen werden. Es ist eine Eigenart der hebräischen Literatur, das zu wiederholen, was man besonders betonen oder hervorheben will. Auch der Herr Jesus benutzte diese Methode. »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch ...« Wenn man »wahrlich« zweimal hintereinander benutzt, zeigt man damit an, dass die nachfolgende Aussage von wesentlicher Bedeutung ist. Das Wort, das hier mit *wahrlich* übersetzt wird, heißt im Urtext *amen* und bedeutet »es ist wahr«. Wir setzen dieses Wort heute manchmal an das Ende einer Predigt oder schließen ein Gebet damit ab. Jesus setzte es dagegen oft an den Anfang einer Aussage.

An einigen Stellen in der Bibel wird etwas sogar dreimal hintereinander ausgesprochen. Etwas, was derart betont wird, ist dann von allerhöchster Bedeutung. Es gibt nichts, was wichtiger und bedeutungsvoller wäre. Zum Beispiel wird das furchtbare Gericht Gottes in der Offenbarung mit einem dreifachen *Wehe* angekündigt: »Wehe, wehe, wehe denen, die auf Erden wohnen ...« (8,13). Oder wir hören Jeremia in drastischem Sarkasmus das Verhalten seiner Landsleute tadeln, die in Heuchelei lebten und den Worten der Lügenprediger glaubten: »Der Tempel des HERRN, der Tempel des HERRN, der Tempel des HERRN ist dies!« (Jer 7,4).

Nur eine Wesensart Gottes wird in der Heiligen Schrift in dieser dreifach betonten Weise genannt: Die Bibel sagt,

dass Gott heilig, heilig, heilig ist. Er ist nicht einfach heilig. Er ist heilig, heilig, heilig. Wir lesen nirgendwo in der Schrift, dass Gott Liebe, Liebe, Liebe oder barmherzig, barmherzig, barmherzig oder gerecht, gerecht, gerecht ist. Sie sagt nur, dass Gott heilig, heilig, heilig ist.

Da erbeben die Türpfosten in den Schwellen von der Stimme des Rufenden, und das Haus wurde mit Rauch erfüllt (Jes 6,4; RELB).

Wenn man mit Gläubigen redet, die den Zusammenkünften der Gemeinde des Herrn seit einer gewissen Zeit fernbleiben, kann man oft die Entschuldigung hören, dass die Gottesdienste so langweilig seien. Aus der Sicht mancher Menschen ist es schwierig, sich selbst einzubringen und den Gottesdienst als eine bereichernde und bewegende Zusammenkunft zu erfahren. Im vorliegenden Text lesen wir, dass die Türpfosten erbeben, als Gott in seinem Tempel erschien. Selbst tote Gegenstände – die Türpfosten – wurden angesichts der Gegenwart Gottes bewegt; sie wurden erschüttert, sie begannen zu beben.

Und ich sprach: Wehe mir! Denn ich bin verloren; denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen, und inmitten eines Volkes mit unreinen Lippen wohne ich; denn meine Augen haben den König, den HERRN der Heerscharen, gesehen (Jes 6,5).

Die Türpfosten des Tempels waren nicht das Einzige, was erschüttert wurde. Was am meisten zu beben begann, war der Körper Jesajas. Als er sich in die Gegenwart des lebendigen Gottes gestellt sah, in die Gegenwart des Herrschers des gesamten Universums, als er die Heiligkeit Gottes erkannte, blieb ihm nur der Ausruf: »Wehe mir!«

Für den heutigen Menschen klingt dieser Ausruf Jesajas befremdlich. Selten wird heute noch das Wort *wehe* benutzt. Doch die ganze Wucht von Jesajas Ausruf erkennen wir erst auf dem Hintergrund der speziellen biblischen Redeweise.

Jesajas *Wehe* ist eine besondere Form des Gebrauchs dieses Wortes. Als er den Herrn sah, verkündete er das Gericht Gottes über sich selbst. »Wehe mir!«, rief er aus und sah sich damit selbst als derjenige, den Gottes Urteil traf. Meistens verkündete ein Prophet anderen Menschen das Urteil, das Gott über sie kommen lassen würde. Hier haben wir eine ganz andere Situation. Jesaja spricht sich selbst das Urteil und ruft aus: »Ich bin verloren!« Der entsprechende hebräische Ausdruck hat mit *vergehen* zu tun, mit *sich auflösen*. Was Jesaja erfuhr, ist etwas, was man heutzutage mit »Desintegration der Persönlichkeit« bezeichnen würde. Integrieren bedeutet, mehrere Teile zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen. Eine integre Persönlichkeit ist jemand, der innerlich gefestigt und nicht zerrissen und unbeständig ist.

Jesaja, der Sohn des Amoz, war ein integrierter, recht-

schaffener Mann, eine weithin geachtete Persönlichkeit – ein Vorbild, was Tugend und Lebensführung anging. Dann sah er plötzlich in einem kurzen Augenblick etwas von der Heiligkeit Gottes. In diesem Augenblick war all seine Selbstachtung schlagartig verschwunden. Mit einem Mal spürte er seine Blöße angesichts der absoluten Heiligkeit Gottes. Solange Jesaja sich mit anderen Sterblichen vergleichen konnte, war er imstande, eine gute Meinung von sich selbst beizubehalten. In dem Augenblick, in dem er sich dem gegenüber sah, der den letztendlichen, allumfassenden Maßstab setzt, brach er innerlich zusammen. Er erkannte, dass er, so wie er war, verloren war.

Dieser plötzliche innere Zusammenbruch stand in Verbindung damit, dass er sich bewusst machte, was er in seinem bisherigen Leben gesagt hatte. Er rief: »Ich bin ein Mann mit unreinen Lippen!« Das ist ungewöhnlich. Wir hätten vielleicht erwartet, dass er gesagt hätte, er sei ein Mann mit unreinen Gewohnheiten oder unreinen Gedanken. Stattdessen lenkte er die Aufmerksamkeit sofort auf seinen Mund. »Ich bin ein Mann mit unreinen Lippen«, ist seine sofortige Reaktion.

Vielleicht finden wir einen Anhaltspunkt für Jesajas Äußerung in den Worten Jesu, als er seinen Zuhörern zeigte, dass nichts von dem, was in den Menschen hineingeht, ihn unrein macht, sondern vielmehr das, was aus seinem Mund herauskommt. Oder wir können uns die Ab-

handlung über die Zunge ansehen, die Jakobus in dem nach ihm benannten Brief weitergibt:

Und die Zunge ist ein Feuer, die Welt der Ungerechtigkeit. Die Zunge erweist sich unter unseren Gliedern als die, die den ganzen Leib befleckt und den Lauf der Natur anzündet und von der Hölle angezündet wird. Denn jede Natur, sowohl die der wilden Tiere als auch die der Vögel, sowohl die der kriechenden als die der Meerestiere, wird gebändigt und ist gebändigt worden durch die menschliche Natur; die Zunge aber kann keiner der Menschen bändigen: sie ist ein unstetes Übel, voll von tödlichem Gift. Mit ihr preisen wir den Herrn und Vater, und mit ihr fluchen wir den Menschen, die nach dem Gleichnis Gottes geworden sind. Aus demselben Mund geht Segen und Fluch hervor. Dies, meine Brüder, sollte nicht so sein. Die Quelle sprudelt doch nicht aus derselben Öffnung das Süße und das Bittere? Kann etwa, meine Brüder, ein Feigenbaum Oliven hervorbringen oder ein Weinstock Feigen? Auch kann Salziges nicht süßes Wasser hervorbringen (Jak 3,6-12).

Die Zunge ist ein ruheloses Übel, voll tödlichen Giftes. Das erkannte Jesaja. Er verstand, dass er sich nicht allein in diesem Dilemma befand, und erkannte: Die Angehörigen des ganzen Volkes waren davon geprägt, dass Unreines

über ihre Lippen kam. »Inmitten eines Volkes mit unreinen Lippen wohne ich.« In einem Augenblick gewann Jesaja ein neues, radikales Verständnis von Sünde. Er sah, dass die Sünde ihn und alle seine Landsleute mit ihm völlig durchdrungen hatte.

In gewisser Hinsicht könnte man den Eindruck gewinnen, dass wir besser dran sind als Jesaja: Gott erscheint uns nicht in der Art, wie er sich Jesaja offenbarte. Wer könnte dann bestehen? Im Allgemeinen zeigt Gott uns unsere Sündhaftigkeit nur Stück um Stück. Wir erkennen erst nach und nach, wie verdorben wir sind. Dem Propheten Jesaja zeigte Gott seine ganze verdorbene Natur auf einmal. Kein Wunder, dass er sich als verloren ansah.

Was er sah, erklärte Jesaja folgendermaßen: »Meine Augen haben den König, den HERRN der Heerscharen, gesehen.« Er sah etwas von der Heiligkeit Gottes. Zum ersten Mal in seinem Leben verstand er, wer Gott ist. Im gleichen Augenblick verstand Jesaja zum ersten Mal, wer er war.

Und einer der Seraphim flog zu mir; und in seiner Hand war eine glühende Kohle, die er mit der Zange vom Altar genommen hatte. Und er berührte meinen Mund damit und sprach: Siehe, dies hat deine Lippen berührt; und so ist deine Ungerechtigkeit gewichen und deine Sünde gesühnt (Jes 6,6-7).

Wir sind bereits darauf eingegangen, wie Jesaja sich selbst sah: »Ich bin verloren!« Und dabei zitterte jeder Nerv in seinem Körper. Es gab keinen Ort, an dem er sich vor dem heiligen Gott verbergen konnte. Er stand in seiner Blöße vor Gott – er allein. Es blieb ihm nur die tiefste Qual der Schuld, die einen Menschen in Stücke zu reißen scheint. Schuld, Schuld, Schuld! Schuld in ihrer ganzen Unnachsichtigkeit und Schonungslosigkeit erhob ihre Stimme gegen ihn.

Aber der heilige Gott ist auch ein Gott der Gnade und Barmherzigkeit. Er ließ seinen Knecht nicht ohne Zuspruch im Staub liegen. Er unternahm sogleich etwas, um ihn zu reinigen und wiederherzustellen. Er befahl einem der Seraphim, sofort einen entsprechenden Auftrag auszuführen. Der Seraph flog zum Altar, holte von dort eine glühende Kohle und flog dann damit zu Jesaja.

Der Seraph berührte Jesajas Mund mit der glühenden Kohle. Das war ein Akt der Reinigung, ein Erweis der göttlichen Gnade. Jesaja war rein.

In diesem Akt unverdienter göttlicher Zuwendung erfuhr Jesaja eine Vergebung, die weit tiefer reichte als die Reinigung seiner Lippen. Ihm, der aus tiefstem Herzen Buße getan und den damit verbundenen Schmerz verspürt hatte, wurde ganz und gar vergeben. Was Jesaja durchlebte, hatte nichts mit billiger Gnade und einem leichthin abgelegten Bekenntnis (»Es tut mir leid«) zu tun. Jesaja trug Leid wegen seiner Sünde. Gram und



Schmerz überkamen ihn, und Gott sandte einen Engel, um ihn zu heilen. Seine Sünde wurde weggenommen. Seine Schuld wurde getilgt, aber seine Zugehörigkeit zum Volk Gottes wurde nicht angetastet. Dass er von seiner Sündhaftigkeit überführt wurde, geschah mit einem Ziel, das ihn innerlich voranbringen sollte. Er brauchte nicht zu fürchten, in die Hölle geworfen zu werden. Nachdem die glühende Kohle seine Lippen berührt hatte, war er für immer geheilt. In einem Augenblick war der Prophet, der ausgerufen hatte: »Ich bin verloren!«, wiederhergestellt. Sein Mund war rein. Sein Herz, das Zentrum seiner Persönlichkeit, war rein.

Und ich hörte die Stimme des Herrn, der sprach: Wen soll ich senden, und wer wird für uns gehen? Da sprach ich: Hier bin ich, sende mich (Jes 6,8).

Jesajas Vision gewann eine neue Dimension. Bis jetzt hatte er die Herrlichkeit Gottes gesehen; er hatte die Worte der Seraphim vernommen; er hatte die glühende Kohle auf seinen Lippen gespürt. Jetzt hörte er zum ersten Mal die Stimme Gottes. Die Engel waren verstummt. Die Stimme, die jetzt durch den Tempel hallte, die Stimme, die in anderen Schriftstellen mit dem Rauschen vieler Wasser verglichen wird, diese Stimme erklang in einer durchdringenden Frage: »Wen soll ich senden, und wer wird für uns gehen?«

Wir erkennen hier ein Muster, das sich immer wieder in der Geschichte wiederholt hat. Gott erscheint, der Mensch zittert vor Angst und Schrecken. Gott vergibt und heilt, und Gott sendet. Vom Zerbruch zum Auftrag, das ist das Schema für den Menschen. Als Gott fragte: »Wen soll ich *senden*?«, verstand Jesaja die Eindringlichkeit der Worte. Gesandt zu werden, bedeutet, als ein Bote Gottes zu handeln. Es bedeutet, ein Sprachrohr Gottes zu sein. Im Neuen Testament bedeutet das Wort Apostel *einer, der gesandt ist*. Dem entspricht im Alten Testament in gewisser Weise der Prophet. Gott suchte einen Freiwilligen für den schweren, mit Einsamkeit verbundenen Dienst eines Propheten. »Wen soll ich senden?«

Beachten wir die Antwort Jesajas. Er entgegnet: »Hier bin ich, sende mich.« Mit diesen Worten trat Jesaja als Freiwilliger vor. Er antwortete einfach: »Ich bin bereit zu gehen. Du brauchst nicht weiter nach jemandem zu suchen. Schicke mich.«

Zwei wichtige Aspekte müssen wir in der Antwort Jesajas beachten. Jesaja war wie ein völlig zerbrochenes Gefäß aus Glas. Gott konnte diesen zerschlagenen Mann gebrauchen und in seinen Dienst stellen. Er nahm einen sündigen Menschen und machte ihn zum Propheten. Gott nahm einen Menschen mit unreinen Lippen und machte ihn zu seinem Sprachrohr.

Die zweite wichtige Erkenntnis, die wir hier gewinnen können, ist die Tatsache, dass Gottes Gnadenwerk die

Identität Jesajas nicht austilgte. Jesaja sagte: »Hier bin ich.« Jesaja konnte noch »ich« sagen, er hatte noch eine Persönlichkeit. Auch wenn manche »Christen« biblische Lehren verdrehen und behaupten, Gott wolle unsere Identität austilgen, will Gott vielmehr jeden von uns erlösen. Er stellt uns als Persönlichkeit wieder her, damit wir brauchbar werden, unsere Berufung zu erfüllen. Jesajas Persönlichkeit wurde erneuert und nicht ausgetilgt. Er war immer noch Jesaja, der Sohn des Amoz, als er den Tempel verließ. Er war noch dieselbe Person, aber seine Lippen waren gereinigt.

Jeder Prediger steht in der Gefahr, das Verkündigte in der Praxis nur unzureichend umzusetzen. Ja, je mehr sich ein Prediger bei seiner Verkündigung an das Wort Gottes hält, umso mehr wird sichtbar, dass er in seinem eigenen Leben diesem hohen Anspruch nicht immer genügt.

Es ist sehr gefährlich anzunehmen, ein Mensch sei heilig, nur weil er Heiligkeit zum Gegenstand seines Bibelstudiums macht. Welch eine Ironie: Ich bin davon überzeugt, dass mein großes Verlangen, mehr über die Heiligkeit Gottes zu erfahren, darin begründet liegt, dass ich nicht heilig bin – zumindest, was den praktischen Zustand meines Christenlebens betrifft. Obwohl ich mich bekehrt habe, bin ich oft weltlich gesinnt und verbringe mehr Zeit außerhalb des »Tempels« als in ihm. Aber ich habe genug von der Herrlichkeit Gottes geschmeckt, um mehr davon empfangen zu wollen. Ich weiß, was es heißt, Vergebung

erfahren zu haben, und was es bedeutet, ausgesandt zu sein, um einen Auftrag auszuführen. Meine Seele sehnt sich zutiefst nach mehr. Meine Seele braucht mehr.

## Heiligkeit – was ist das?



Was ist das, was mir entgegenschimmert und  
 mein Herz erschüttert, ohne es zu [verletzen]?  
 Ich werde von Schauer ergriffen und ich erbebe  
 vor Wonne, erschauere, insoweit ich ihm unähnlich,  
 und erglühe, insoweit ich ihm unähnlich bin.<sup>2</sup>

AUGUSTINUS



Jetzt sind wir schon im dritten Kapitel dieses Buches, und ich habe immer noch nicht erklärt, was es bedeutet, heilig zu sein.

Ich wünschte mir, ich könnte diese Erklärung noch etwas hinausschieben. Die mit einer Definition von Heiligkeit verbundenen Schwierigkeiten sind vielfältig. Heiligkeit

---

<sup>2</sup> *Bekenntnisse*, 11. Buch, 9. Kapitel,  
 URL: <http://www.augustiner.de/files/augustiner/downloads/Bekenntnisse.pdf>  
 (abgerufen am 17.10.2017).

hat mit so vielen Bereichen zu tun und ist uns von Natur aus so fremd, dass eine gute Erklärung des Sachverhalts fast unmöglich erscheint und wir in dieser Beziehung ohnehin ganz auf das Wort Gottes angewiesen sind.

Das Problem, das Wort richtig zu erklären, wird noch dadurch erschwert, dass es in der Bibel in mehrfacher Weise benutzt wird. In gewissem Sinne steht *heilig* in enger Verbindung mit der Tatsache, dass Gott gut ist. Es ist allgemein üblich, *heilig* mit Begriffen wie *rein*, *frei von Verunreinigung*, *ganz und gar perfekt*, *makellos in jeder Hinsicht* zu erklären.

Reinheit ist der erste Begriff, der den meisten von uns einfällt, wenn wir das Wort *heilig* hören. Ja, die Bibel benutzt das Wort in dieser Weise. Aber der Gedanke der Reinheit oder der moralischen Vollkommenheit ist bestenfalls eine untergeordnete Bedeutung des Wortes. Die Seraphim brachten in ihren Worten in Jesaja 6 weit mehr zum Ausdruck als die Tatsache, dass Gott »Reinheit, Reinheit, Reinheit« ist.

Die übergeordnete Bedeutung von *heilig* ist *abgesondert*. Ursprünglich bedeutete das Wort *schneiden* oder *trennen*. Es geht jedoch nicht einfach darum, dass etwas abgeschnitten und liegen gelassen wird, sondern darum, dass das Betreffende zu einem besonderen Zweck von den übrigen Dingen getrennt wird. Auf diese Weise wird das Abgetrennte zu etwas Besonderem, das aus dem Rest herausragt, sich davon abhebt und höher als die anderen Dinge steht.

Wenn die Bibel Gott als *heilig* bezeichnet, so bedeutet das nicht allein, dass er vollkommen gerecht ist, sondern ebenso, dass er weit über unserem Erfahrungsbereich steht und auch in dieser Hinsicht völlig von uns getrennt ist. Er ist so viel höher als wir, dass er uns von seinem Wesen her völlig fremd ist. Heilig zu sein, bedeutet, anders zu sein, anders auf ganz spezielle Weise. Diese grundlegende Bedeutung wird auch angewandt, wenn die Bibel von *heiligen* Gegenständen oder von Menschen redet, die *geheiligt* sind. Sehen wir uns die nachfolgende Liste einmal genau an:

- heiliger Boden (2Mo 3,5),
- heiliger Sabbat (2Mo 16,23),
- das Heilige<sup>3</sup> (2Mo 26,33),
- heiliger Leibrock aus Leinen (3Mo 16,4),
- Haus des Heiligtums (1Chr 29,3),
- heiliges Brot (1Sam 21,7),
- heiliger Same (Jes 6,13),
- heiliger Bund (Lk 1,72),
- heilige Versammlung (3Mo 23,2),
- heilige Nation (2Mo 19,6),
- heiliges Salböl (2Mo 37,29),
- heiliges Wasser (4Mo 5,17),
- heilige Lade (2Chr 35,3),

---

<sup>3</sup> A.d.H.: Hier ist der mittlere Teil des Zeltes der Zusammenkunft gemeint, der auf der einen Seite vom Allerheiligsten und auf der anderen vom Vorhof abgegrenzt ist.

- heilige Stadt (Neh 11,1),
- heilige Worte (Jer 23,9),
- die Heiligen<sup>4</sup> (Hi 5,1),
- das Allerheiligste (2Mo 26,33).

Die Liste ist keineswegs vollständig. Sie soll uns lediglich zeigen, dass das Wort *heilig* nicht nur für Gott gebraucht, sondern vielen verschiedenen Dingen beigeordnet wird. In keinem dieser Beispiele drückt das Wort eine moralisch-ethische Qualität aus. Sofern es sich in der Liste um Gegenstände handelt, werden diejenigen als heilig bezeichnet, die beiseitegesetzt bzw. von den sonstigen Dingen abgesondert worden sind. Sie unterscheiden sich von den übrigen, alltäglichen Dingen und sind dem Herrn geweiht und zu seinem Dienst bereitgestellt, denn nur er kann etwas aus dem allgemeinen Gebrauch herausnehmen, um es für einen besonderen Zweck beiseitezusetzen.

Beachten wir, wie im Alten Testament die Dinge behandelt wurden, die geheiligt worden waren. Alles Derartige trug einen besonderen Charakter. Es war vom allgemeinen Gebrauch ausgenommen. Es durfte nicht angerührt bzw. nicht gegessen werden. Es war etwas Besonderes.

Wenn wir das Wort *heilig* benutzen, um Gott zu beschreiben, sehen wir uns einem weiteren Problem gegenüber. Wir beschreiben Gott oft, indem wir ihm eine Reihe

---

<sup>4</sup> A. d. H.: Hier im Sinne von Engelwesen verstanden.



von Eigenschaften oder Wesensmerkmalen zuordnen. Wir sagen, dass Gott Geist ist und dass er Liebe ist, dass er allwissend ist, gerecht, barmherzig, gnädig usw. Und wir tendieren dazu, dieser Liste auch das Wesensmerkmal *heilig* hinzuzufügen, als sei es ein Attribut unter vielen. Wenn aber die Bibel sagt, dass Gott *heilig* ist, so bezeichnet sie damit nicht in erster Linie eine göttliche Eigenschaft, sondern sie sagt damit vielmehr, dass Heiligkeit das Synonym für Göttlichkeit ist. Gott und Heiligkeit sind ein und dasselbe. Gottes Liebe ist heilige Liebe, seine Gerechtigkeit ist heilige Gerechtigkeit, seine Barmherzigkeit heilige Barmherzigkeit, seine Weisheit heilige Weisheit, und sein Geist ist ein heiliger Geist.

Wie wir gesehen haben, lenkt der Begriff *heilig* unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass Gott weit über das Universum hinausgeht und hoch über unserer Welt steht. Wir haben auch gesehen, dass Gott sich herablassen kann, um spezielle Dinge oder Menschen in dieser Welt zu weihen und zu heiligen. Wenn er das Alltägliche, Gewöhnliche anrührt, dann wird dies zu etwas Besonderem, zu etwas Heiligem. Nichts in der Welt ist heilig in sich selbst. Nur Gott kann etwas heilig machen. Nur Gott kann heiligen.

Wenn wir etwas heilig nennen, was nicht heilig ist, ver-sündigen wir uns, denn das ist Abgötterei. Das ist der bittere, schreckliche Irrtum des Götzendienstes, dass den alltäglichen, nicht durch Gott abgesonderten Dingen Respekt, Verehrung oder Anbetung entgegengebracht

wird, die nur Gott gebührt. Die Schöpfung bzw. das Geschöpf statt des Schöpfers anzubeten, das ist das Wesen des Götzendienstes.

In der Antike machten die Hersteller von Götzenbildern einträgliche Geschäfte. Manche Götzen waren aus Holz angefertigt, andere aus Stein und manche aus Edelmetallen. Der Götzenbildner kaufte das beste Material, das er bekommen konnte. Dann arbeitete er zu Hause viele Stunden lang an dem Bildnis. Wenn er es zu seiner Zufriedenheit fertiggestellt hatte, räumte er seine Werkstatt auf, kniete vor der Figur nieder, die er eben geformt hatte, und fing an, auf sie einzureden. Stellen Sie sich das einmal vor! Der tote Gegenstand vor ihm konnte nicht hören, nicht antworten. Er konnte dem Betreffenden nicht helfen. Er war taub und stumm und unfähig, irgendetwas zu tun. Trotzdem schrieb man den Objekten, die man für kultische Zwecke verwendete, Macht zu und betete sie an.

Manche Götzendiener waren etwas klüger. Sie beteten keine Figuren aus Stein oder Holz und keine Totempfähle an. Sie fingen an, Sonne oder Mond anzubeten, oder begannen sogar, eine abstrakte Idee in den Mittelpunkt ihres Götzenkults zu stellen. Aber die Sonne ist auch erschaffen – ebenso wie der Mond. Sie gehören beide zur Natur, zur Schöpfung. Sie mögen sehr beeindruckend sein, aber sie gehen nicht über das Geschöpfliche hinaus. Sie sind nicht heilig.

Einen Götzen anzubeten, heißt, etwas heilig zu nen-

nen, was nicht heilig ist. Erinnern wir uns: Nur Gott kann heiligen. Wenn ein Mensch versucht, etwas zu heiligen, was Gott nicht geheiligt hat, so ist das keine wahre Heiligung oder keine Absonderung zu einem heiligen Gebrauch, sondern eine Entheiligung, eine Entweihung. Es ist Götzendienst.

Wenn wir uns den Begriff *heilig* anschauen, stellen wir fest, dass die Menschen allgemein Schwierigkeiten haben, ihn zu beschreiben. Obwohl manches über das Heilige gesagt werden kann, so bleibt für sie immer ein Element übrig, das sich jeder Beschreibung entzieht. Es gibt etwas in der Erfahrung der Menschen mit dem Heiligen, was nicht in Worte zu fassen ist. Sie suchen nach Formulierungen und können doch nicht zum Ausdruck bringen, was nicht in Worte zu kleiden ist. Es ist das geistliche Element, das sich jeder passenden Beschreibung entzieht.

Es erfüllt uns mit Schrecken; es lässt uns erschauern, wir fühlen uns bedroht. Aber nicht nur Furcht erfüllt uns; wir tendieren zu gemischten Gefühlen, wenn es um das Heilige geht. Wir fühlen uns davon angezogen und schrecken gleichzeitig davor zurück. Etwas daran fasziniert uns, und gleichzeitig möchten wir fliehen. Die Entscheidung fällt uns schwer. Ein Teil von uns sehnt sich nach dem Heiligen, während der andere nichts damit zu tun haben will. Wir können nicht mit ihm leben, aber auch nicht ohne dasselbe auskommen.

Etwas von dem Geheimnis des heiligen Gottes ist in dem lateinischen Wort *augustus* ausgedrückt. Es bedeutet *ehrwürdig, (hoch-)erhaben*. Für die ersten Christen war es unmöglich, dem Kaiser in Rom diesen Titel beizumessen. Der gläubige Christ kann keinem Menschen diese Eigenschaften zugestehen. Nur Gott kann in Wahrheit als ehrwürdig und hocheben bezeichnet werden. Allein er ist der Ehrfurcht Gebietende.

In der Konfrontation mit dem Heiligen ist die klarste Wahrnehmung des Menschen ein übermächtiges, überwältigendes Gefühl der eigenen Vergänglichkeit. Das heißt, erst wenn wir uns der Gegenwart Gottes bewusst sind, erkennen wir überaus deutlich, dass wir seit dem Sündenfall der Vergänglichkeit unterworfen sind. Wenn wir dem Unendlichen begegnen, wissen wir um unsere eigene Vergänglichkeit. Gegenüber dem Ewigen erkennen wir unsere Zeitlichkeit. In der Begegnung mit Gott sehen wir den gewaltigen Kontrast.

Das überwältigt uns. So erging es dem Propheten Jeremia. Wir lesen von ihm: »HERR, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark geworden und hast mich überwunden« (Jer 20,7; Schlachter 2000).

Hier könnte man fragen: Wenn Gott ihm zu stark war, was blieb ihm dann anderes übrig, als sich überwältigen zu lassen? Wahrscheinlich benutzt Jeremia hier aber nur die hebräische Methode der Wiederholung, um etwas hervor-

zuheben. Er war überredet, überwältigt und überwunden. Er war hilflos – unfähig gegenüber der absoluten Allmacht Gottes. Er war sich seiner Vergänglichkeit zutiefst bewusst.

Daran erinnert zu werden, dass wir Geschöpfe sind, ist nicht immer angenehm. Die Worte Satans bei seinem erstmaligen Auftreten als Versucher sind nur schwer aus unserem Bewusstsein zu tilgen. »Ihr [werdet] sein ... wie Gott« (1Mo 3,5). Dieser entsetzlichen Lüge Satans würden wir nur zu gern Glauben schenken. Wenn wir wie Gott sein könnten, wären wir unsterblich, unfehlbar und unbezwingbar. Eine Menge weiterer Fähigkeiten wäre uns eigen – Eigenschaften, über die wir als Geschöpfe nicht verfügen.

Der Tod flößt uns Furcht ein. Wenn wir jemanden sterben sehen, werden wir an unsere eigene Sterblichkeit erinnert – daran, dass eines Tages der Tod auch uns ereilt. Wir versuchen, diesen Gedanken zu verdrängen. Uns ist unbehaglich zumute, wenn der Tod eines anderen Menschen unvermittelt in unser Leben eindringt und uns daran erinnert, was uns in unbekannter Zukunft erwartet. Der Tod erinnert uns daran, dass wir Geschöpfe sind. Aber wie furchterregend der Tod für uns auch immer sein mag, dies ist nichts im Vergleich zu einer Begegnung mit dem heiligen Gott: Er ist heilig, und wir sind es nicht.

Weil Gott heilig ist, fürchten wir ihn (ohne dass wir dabei die »Furcht des Herrn« haben, die uns die Bibel nahelegt). Doch wie wir im nächsten Kapitel sehen wer-

den, ist die persönliche Gottesbegegnung zwar mit einem großen Schrecken verbunden, aber dieser wird sich stets als heilsam erweisen, wenn wir dabei die rechte innere Haltung haben.

## Der Schrecken der Begegnung mit der Heiligkeit



Daher kommt es, dass nach vielfach wiederholten Berichten der Schrift die Heiligen von Furcht und Entsetzen durchrüttelt und zu Boden geworfen wurden, sooft ihnen Gottes Gegenwart widerfuhr. [...] Den Menschen [ergreift] erst dann die Erkenntnis seiner Niedrigkeit recht ..., wenn er sich an Gottes Majestät gemessen hat.<sup>5</sup>

JOHANNES CALVIN



Es war eine dunkle, stürmische Nacht. So hätte Markus den entsprechenden Bericht in seinem Evangelium einleiten können. Er beginnt bei der Geschichte von der

---

<sup>5</sup> *Institutio Christianae Religionis / Unterricht in der christlichen Religion*, nach der letzten Ausgabe von 1559 übersetzt und bearbeitet von O. Weber, bearbeitet und neu herausgegeben von Matthias Freudenberg, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2008, S. 24 (I,1,3).

Sturmstillung zeitlich gesehen jedoch etwas früher, indem er schreibt: »Und an jenem Tag, als es Abend geworden war, spricht er [Jesus] zu ihnen: Lasst uns übersetzen an das jenseitige Ufer« (Mk 4,35).

Jesus und seine Jünger waren in Galiläa. Jesus hatte die Menschenmenge gelehrt, die am Ufer des Sees Genezareth zusammengekommen war. Dieses Gewässer ist eines der großartigen Gebilde der Natur. Der See füllt ein Becken, das von Bergen umgeben ist. Sein frisches Wasser bildet eine wichtige Lebensquelle für diese niederschlagsarme Landschaft in Israel.

Die Jünger waren zumeist Fischer von Beruf und konnten sich auf dem See aus. Sie waren mit seinen Strömungen und Tücken vertraut. Der See Genezareth ist für seine Stürme bekannt, die von gefährlichen Fallwinden erzeugt werden. Wegen seiner besonderen Lage zwischen dem Mittelmeer und der Wüste ist der See eigenartigen, plötzlichen Wetterumschwüngen ausgesetzt. Die steil zum See hin abfallenden Ufer wirken wie ein großer Trichter, der die kalten Winde von den umliegenden Bergen ansaugt, sodass innerhalb kürzester Zeit heftige Stürme über die Wasseroberfläche peitschen können. Sie kommen ohne Vorwarnung und können das sonst ruhige Wasser augenblicklich zu mehreren Meter hohen Wellen auftürmen.

Die Jünger Jesu konnten zweierlei vorweisen. Sie hatten als Fischer schon etliche Jahre an Erfahrung auf dem See, und sie hatten den Meister im Boot. Nachdem sie ihr



Boot bereit gemacht hatten und abgefahren waren, brach plötzlich ein heftiger Sturm los. Im Bericht des Markus heißt es: »Und es erhebt sich ein heftiger Sturm, und die Wellen schlugen in das Schiff, sodass das Schiff sich schon füllte« (Mk 4,37).

Was jeder galiläische Fischer am meisten fürchtete, geschah. Der nicht vorhersehbare Sturm war da. Er war so heftig, dass das Boot zu kentern drohte. Die Männer klammerten sich mit aller Kraft an die Bootswand. Die Boote, die man damals benutzte, waren einfache Fischerboote, keine Luxusjachten. Eine plötzliche Drehung, eine hohe Welle breitseits konnte ihnen allen den Tod bringen. Sie kämpften verzweifelt darum, das Kentern des Bootes zu verhindern.

Jesus lag hinten im Boot und schlief. Ich habe ein ähnliches Verhalten erlebt. Ich bin in Flugzeugen gewesen, die von stürmischen Böen durchgeschüttelt wurden. Ich habe erlebt, wie eine Maschine plötzlich absackte und über tausend Meter an Höhe verlor. Ich habe Passagiere vor Angst schreien gehört und Stewardessen am Rande der Panik gesehen – während der Mann neben mir wie ein Baby schlief. Ich hätte ihn am liebsten wach gerüttelt und gefragt: »Was ist los mit Ihnen? Wie können Sie angesichts dieser Situation schlafen?«

Die Bibel sagt uns, dass Jesus auf einem Kissen schlief. Während alle anderen von Panik erfüllt waren, konnte der Herr friedlich schlafen. Die Jünger hatten nichts Eilige-

res zu tun, als den Meister aufzuwecken. Ich weiß nicht, was sie von ihm in dieser Situation erwarteten. Aus dem Text geht hervor, dass sie bestimmt nicht mit dem gerechnet hatten, was dann wirklich geschah. Ihre Lage war hoffnungslos. Die Wellen wurden immer höher und bedrohlicher.

Das Verhalten der Jünger glich demjenigen der Menschen in ähnlichen Situationen. Wenn Gefahren drohen, schauen sie auf ihre Anführer, weil sie nicht wissen, was sie tun sollen. Es ist die Aufgabe des Anführers zu wissen, was als Nächstes zu tun ist – selbst dann, wenn es scheinbar keinen Ausweg gibt. »Und er war im hinteren Teil und schief auf dem Kopfkissen; und sie wecken ihn auf und sprechen zu ihm: Lehrer, liegt dir nichts daran, dass wir umkommen?« (Mk 4,38).

In ihrer Frage schwang ein Vorwurf mit: »Kümmert es dich denn nicht, dass wir umkommen? Unser Ergehen interessiert dich ja gar nicht!« Im Text wird nichts davon gesagt, dass Jesus auf die »Frage« seiner Jünger mit Worten geantwortet hätte. Stattdessen schritt er zur Tat:

Und er wachte auf, schalt den Wind und sprach zu dem See: Schweig, verstumme! Und der Wind legte sich, und es trat eine große Stille ein. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? (Mk 4,39-40).

Das Leben Jesu war angefüllt mit Wundertaten. Wir gehen beim Lesen oft darüber hinweg, ohne noch viel davon berührt zu werden. Die Stillung des Sturms ist eines der erstaunlichsten seiner Wunder. Diese Begebenheit beeindruckte die Jünger besonders. Es war ein Wunder, das sie in Schrecken versetzte, obwohl sie schon eine ganze Reihe von Machttaten Jesu miterlebt hatten.

Jesus erwies sich als Herr über die wütenden Naturgewalten, indem er direkt in die Situation eingriff und einen Befehl aussprach, einen göttlichen Imperativ. Im gleichen Augenblick gehorchte die Natur. Der Sturm legte sich augenblicklich, es trat völlige Stille ein.

Beachten wir die Reaktion der Jünger, Der See war ruhig, aber sie hatten noch nicht die Fassung zurückgewonnen: »Und sie fürchteten sich mit großer Furcht und sprachen zueinander: Wer ist denn dieser, dass auch der Wind und der See ihm gehorchen?« (Mk 4,41).

Wir sehen hier ein ungewöhnliches Verhalten. Dass der Sturm und der aufgewühlte See die Jünger in Schrecken versetzten, ist nicht verwunderlich. Aber nachdem die Gefahr vorüber war und der Sturm sich gelegt hatte, hätte doch auch ihre Angst verschwinden müssen. Doch da können wir das Gegenteil sehen. Die Furcht der Jünger war eher *noch größer geworden*. Wie können wir das erklären?

In diesem Zusammenhang müssen wir Folgendes festhalten: Als Jesus in seiner göttlichen Macht den Sturm stillte, begegnete den Jüngern etwas, was sie noch mehr

fürchteten als die Naturgewalten. Sie erkannten plötzlich, dass sie in der Gegenwart des Heiligen standen.

Was die Jünger sagten, nachdem Jesus den Sturm gestillt hatte, ist sehr aufschlussreich. Sie fragten sich untereinander: »Wer ist denn dieser, dass auch der Wind und der See ihm gehorchen?« (V. 41). Sie versuchten, Jesus in eine ihnen bekannte Kategorie einzuordnen, ihn einem Menschentyp zuzurechnen, mit dem sie vertraut waren. Wenn wir erkennen, welcher Art ein Mensch ist, wissen wir, wie wir mit ihm umzugehen haben. Feindseligen Menschen begegnen wir anders als freundlichen. Einem Intellektuellen stehen wir anders gegenüber als einem Ungebildeten.

Die Jünger konnten keine passende Kategorie finden, in die sie Jesus hätten einordnen können. Er war anders als alle anderen Menschen. Er war sozusagen »eine Klasse für sich«. Die Jünger waren noch nie einem solchen Menschen begegnet. Er war ihnen in dieser Hinsicht ein total Fremder. Sie hatten schon viele Menschen kennengelernt – große, kleine, dünne, dicke, kluge und törichte, faule und fleißige. Sie waren Griechen und Römern, Syrern und Ägyptern, Samaritern und vielen jüdischen Landsleuten begegnet. Aber sie hatten noch nie einen so mächtigen Menschen kennengelernt, der Wind und Wellen befehlen konnte und dem die Naturgewalten gehorchten.

Dass Jesus während des Sturms auf dem See schlafen konnte, war für sie schon befremdlich genug. Aber das war nichts Einmaliges. Ich denke da wieder an meinen Nach-

barn im Flugzeug, der schlafen konnte, während ich von Panik ergriffen war. Es geschieht sicher selten, dass Menschen in solchen Extremsituationen schlafen können, aber es ist nichts, was noch nie da gewesen wäre. Ich war beeindruckt von meinem Nachbarn im Flugzeug. Aber er wachte nicht auf, um dem Wind zu befehlen und die gefährliche Situation auf sein Gebot hin zu ändern.

Jesus war anders. Er besaß eine geradezu furchterregende Andersartigkeit. Er war der im höchsten Maß geheimnisvolle Fremde. Die Menschen fühlten sich angesichts solcher Bekundungen seiner Macht unbehaglich in seiner Gegenwart, und das galt zumindest in dieser Situation auch für die Jünger.

Dem Bericht von der Sturmstillung entspricht in gewisser Weise ein Geschehen im Dienst Jesu, auf das insbesondere Lukas eingeht. Er berichtet darüber ausführlicher als die anderen Evangelisten, und zwar wie folgt:

Es geschah aber, als die Volksmenge auf ihn andrängte und das Wort Gottes hörte, dass er am See Genzareth stand. Und er sah zwei Schiffe am See liegen; die Fischer aber waren daraus ausgestiegen und wuschen die Netze. Er aber stieg in eins der Schiffe, das Simon gehörte, und bat ihn, ein wenig vom Land hinauszufahren; als er sich aber gesetzt hatte, lehrte er die Volksmengen vom Schiff aus. Als er aber aufgehört hatte zu reden,

sprach er zu Simon: Fahre hinaus auf die Tiefe und lasse eure Netze zum Fang hinab. Und Simon antwortete und sprach: Meister, wir haben uns die ganze Nacht hindurch bemüht und nichts gefangen, aber auf dein Wort hin will ich die Netze hinablassen. Und als sie dies getan hatten, umschlossen sie eine große Menge Fische, und ihre Netze begannen zu reißen. Und sie winkten ihren Genossen in dem anderen Schiff, zu kommen und ihnen zu helfen; und sie kamen, und sie füllten beide Schiffe, sodass sie zu sinken drohten (Lk 5,1-7).

Wir können uns die entsprechende Situation gut vorstellen: Simon Petrus war müde. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet und war unzufrieden und enttäuscht, da alle Mühe vergebens gewesen war. Er und seine Gefährten hatten nichts gefangen. Schon aufgrund einer solchen Erfahrung kann ein Berufsfischer missgestimmt sein. Dazu kam die Belastung durch die vielen Menschen, die den ganzen Vormittag um Jesus herum waren, während er sie lehrte. Als Jesus seine Predigt beendet hatte, war Simon bereit, nach Hause zu gehen, um endlich schlafen zu können. Stattdessen gab Jesus ihm den Auftrag, noch einmal zu einem Fang auf die Tiefe hinauszufahren.

Wir haben bereits die Reaktion von Simon Petrus erwähnt: »Meister, wir haben uns die ganze Nacht hindurch bemüht und nichts gefangen, aber auf dein Wort hin will ich die Netze hinablassen.« Trotz der enttäuschen-

den Erfahrung der letzten Nacht war er bereit, die Netze, die er gerade gesäubert hatte, wieder an Bord zu holen und noch einmal hinauszufahren.

Wir wissen, wie die Geschichte endete. Als Simon Petrus das Netz da ausgeworfen hatte, wo Jesus ihm gesagt hatte, schwammen die Fische ihm scharenweise ins Netz.

Er und sein Bruder Andreas fingen so viele Fische, dass die Netze anfangen zu reißen. Und als die anderen Fischer ihnen mit ihrem Boot rasch zu Hilfe kamen, reichte das immer noch nicht aus. Beide Boote füllten sich bis zum Rand mit Fischen, sodass beide zu sinken drohten. Das war der außerordentlichste Fang, den diese Fischer je gesehen hatten.

Wie reagierte Petrus nun? An Geschäft und Profit dachte er nicht im Entferntesten. Er hat wohl gar nicht mehr die Fische gesehen. Er sah nur noch den Meister. Und hören wir, was er sagte: »Als aber Simon Petrus es sah, fiel er zu den Knien Jesu nieder und sprach: Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr« (V. 8).

In diesem Augenblick erkannte Petrus, dass er sich in der Gegenwart des Heiligen, des Sohnes Gottes, befand. Er war höchst beunruhigt und erschrocken. Seine erste Reaktion war ein Zeichen höchster Ehrerbietung – er fiel vor dem Meister auf die Knie. Aber statt etwa zu sagen: »Herr, ich bete dich an. Ich verherrliche dich!«, sagte er: »Bitte, gehe hinweg von mir, ich kann es nicht ertragen!«

Die Geschichte des irdischen Dienstes Jesu ist auch

eine Geschichte zahlreicher Menschen, die zu ihm hinströmten und ihn sehen und ganz nahe bei ihm sein wollten. Der Aussätzige bat: »Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen« (Mt 8,2). Da war die Frau, die zwölf Jahre lang an schweren Blutungen gelitten hatte; sie streckte ihre Hand aus, um nur den Saum seines Gewands zu berühren. Da war der Verbrecher am Kreuz, der genau auf die Worte des mitgekreuzigten Jesus achtete. Da waren all die vielen Menschen, die sagten: »Komm zu mir! Sieh mich an! Rühre mich an!«

Nicht so Petrus. Seine angstvolle Bitte war eine andere. Er bat Jesus, von ihm zu gehen und ihn zu verlassen, weil er allein sein wollte.

Warum? Wir brauchen hier nicht zu spekulieren, nicht zwischen den Zeilen zu lesen. Denn der Text sagt klar und deutlich, warum Petrus wollte, dass Jesus ihn verließ: »Ich bin ein sündiger Mensch!« Sündige Menschen fühlen sich in der Gegenwart des Heiligen nicht wohl. Diebe suchen die Gesellschaft von Dieben, mit Problemen konfrontierte Menschen werden von Leuten mit den gleichen Lasten geradezu magisch angezogen. Diebe gesellen sich nicht zu Polizisten, um sich trösten zu lassen. Sündenelend fühlt sich nicht wohl in der Gegenwart von Reinheit.

Wir sehen, dass Jesus den Petrus wegen seiner Sünden nicht zurechtgewiesen hat. Da war kein Tadel, keine Verurteilung. Jesus ließ anhand dieses Wunders Petrus gegenüber lediglich seine Macht erkennen (und dazu gehörte,



dass er Macht über die Fische hatte). Wenn der Heilige sich offenbart, sind keine Worte mehr nötig. Petrus empfing die Botschaft, die er unmöglich überhören konnte. Der übernatürliche, göttliche Maßstab aller Gerechtigkeit und Reinheit stand unübersehbar vor seinem inneren Auge. Petrus erlebte etwas Ähnliches wie Jesaja Jahrhunderte vor ihm.

Eigenartigerweise bezeugen viele Persönlichkeiten der Geschichte und zahlreiche Zeitgenossen, die keine Christen sind, dass Jesus in seiner Vollkommenheit unvergleichlich ist. Das hohe moralische Niveau seines Lebens bewundern auch Menschen, die seine Göttlichkeit oder seine Stellung als Retter leugnen. Wie Pontius Pilatus erklären sie: »Seht, welch ein Mensch!« (Joh 19,5; Schlachter 2000). Und: »Ich finde keine Schuld an ihm« (Joh 19,6).

Bei aller Bewunderung und Zustimmung, die Jesus von Menschen unserer Zeit erfährt, ist es nur schwer zu verstehen, warum ihn seine Zeitgenossen getötet haben. Warum schrien die Massen nach seinem Blut? Wieso lehnten die Pharisäer ihn ab? Weshalb wurde ein so aufrechter, ein sündloser Mann vom höchsten religiösen Gericht des Landes zum Tode verurteilt?

Um darauf eine Antwort zu finden, müssen wir uns die Tatsache vor Augen halten, dass die alten Propheten, die in den Tagen Jesu verehrt wurden und als die großen Volkshelden der Vergangenheit galten, zu ihren Lebzeiten von ihren Landsleuten gehasst, verspottet, verachtet, abgelehnt, verfolgt und getötet wurden.

Stephanus war der erste christliche Märtyrer. Er wurde von den Angehörigen einer wütenden Menschenmenge getötet, weil er seine Zuhörer an das Blut erinnerte hatte, das an ihren Händen klebte:

Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren! Ihr widerstreitet allezeit dem Heiligen Geist; wie eure Väter, so auch ihr. Welchen der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Und sie haben die getötet, die die Ankunft des Gerechten zuvor verkündigten, dessen Verräter und Mörder ihr jetzt geworden seid, die ihr das Gesetz durch Anordnung von Engeln empfangen und nicht beachtet habt (Apg 7,51-53).

Man hätte vielleicht erwartet, dass diese scharfen Worte des Stephanus in die Herzen der Zuhörer gedrungen wären und die Menschen zur Umkehr gebracht hätten. Aber die Wirkung war ganz anders: »Als sie aber dies hörten, wurden ihre Herzen durchbohrt, und sie knirschten mit den Zähnen gegen ihn. [...] Sie schrien aber mit lauter Stimme, hielten sich die Ohren zu und stürzten einmütig auf ihn los. Und als sie ihn aus der Stadt hinausgestoßen hatten, steinigten sie ihn« (V. 54.57-58a).

Die Menschen schätzen moralische Vollkommenheit, solange sie weit genug von ihnen entfernt bleibt. Die Juden verehrten – zumindest äußerlich – die Propheten

aus einem sicheren Abstand. Die Welt hat weithin Sympathien für die Maßstäbe und Grundsätze Christi, wenngleich sie zu ihm auf Distanz bleibt.

Petrus wollte gern in der Nähe Jesu verweilen, bis ihm in der Begegnung mit dem Heiligen bei dem oben beschriebenen Wunder die eigene Sündhaftigkeit bewusst wurde. Da rief er: »Geh von mir hinaus!«

Wir haben schon alle erlebt, dass jemand abgelehnt wird, nur weil er besser ist als alle anderen in seinem Umfeld. Jesus war in jeder Beziehung besser als alle seine Zeitgenossen. Er kannte die Schrift wie kein anderer. Er redete mit Vollmacht, und viele verehrten ihn. Das konnten diejenigen, die im Judentum am angesehensten waren und in religiöser Hinsicht den größten Einfluss hatten, nicht dulden.

Die religiöse Bewegung der Pharisäer, die weithin aus den erklärten Todfeinden Jesu bestand, war zwischen dem Abschluss der alttestamentlichen Zeit und dem Beginn der neutestamentlichen innerhalb des Judentums entstanden. Dazu gehörten ausnahmslos Männer, die um die Einhaltung des mosaischen Gesetzes eiferten. Das Wort *Pharisäer* bedeutet wörtlich *einer, der abgetrennt ist*. Die Pharisäer sonderten sich von dem Rest des Volkes ab, und das Ziel ihres Lebens bestand darin, in der Heiligung möglichst weit voranzukommen.

Durch ihr eifriges Streben nach Heiligkeit hatten die Pharisäer eine öffentliche Anerkennung erreicht, die ihres-

gleichen suchte. Sie waren als »die Frommen und Gerechten« bekannt. Niemand konnte es in dieser Hinsicht mit ihnen aufnehmen. Sie waren die angesehensten Leute unter ihren Zeitgenossen, die bevorzugten Gäste bei Festmählern, die bewunderten Experten, wenn es um religiöse Fragen ging. Die Quasten an ihren Gewändern waren besonders groß, was ihre herausgehobene Stellung anzeigen sollte. Ihre frommen Übungen verrichteten sie gern auf öffentlichen Plätzen. Sie fasteten dort, wo jeder sie sehen konnte, und beteten an Straßenecken und auf Märkten. Niemand konnte es übersehen, wenn ein Pharisäer einem Bettler eine Münze zuwarf. Ihre auf Äußerlichkeiten hin ausgerichtete Heiligkeit konnte jedermann sehen.

Jesus nannte sie Heuchler.

»Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Denn ihr zieht über das Meer und das trockene Land, um *einen* Proselyten zu machen; und wenn er es geworden ist, macht ihr ihn zu einem Sohn der Hölle, doppelt so schlimm wie ihr« (Mt 23,15). Jesu Brandmarkung der Pharisäer war schonungslose, harte Kritik. Er bezichtigte sie der Heuchelei in mehreren Punkten. Einige der Anklagen wollen wir uns hier ansehen:

Dann redete Jesus zu den Volksmengen und zu seinen Jüngern und sprach: Die Schriftgelehrten und die Pharisäer haben sich auf den Stuhl Moses gesetzt.

Alles nun, was irgend sie euch sagen, tut und haltet;

aber tut nicht nach ihren Werken, denn sie sagen es und tun es nicht. Sie binden aber schwere und schwer zu tragende Lasten zusammen und legen sie auf die Schultern der Menschen, sie selbst aber wollen sie nicht mit ihrem Finger bewegen. Alle ihre Werke aber tun sie, um sich vor den Menschen sehen zu lassen, denn sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten groß. Sie lieben aber den ersten Platz bei den Gastmählern und die ersten Sitze in den Synagogen und die Begrüßungen auf den Märkten und von den Menschen Rabbi genannt zu werden (Mt 23,1-7).

In diesen Worten wird deutlich: In allem, was die Pharisäer und Schriftgelehrten taten, waren sie darauf bedacht, die Fassade ihrer Frömmigkeit zu wahren. Ihre Heiligkeit war nur Heuchelei, eine vorgespelte Gerechtigkeit.

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Denn ihr reinigt das Äußere des Bechers und der Schüssel, innen aber sind sie voll von Raub und Unenthaltbarkeit. Blinder Pharisäer! Reinige zuerst das Innere des Bechers und der Schüssel, damit auch ihr Äußeres rein werde.

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Denn ihr gleicht übertünchten Gräbern, die von außen zwar schön scheinen, innen aber voll von Totengebeinen und aller Unreinigkeit sind. So erscheint

auch ihr zwar von außen den Menschen gerecht, innen aber seid ihr voll Heuchelei und Gesetzlosigkeit (Mt 23,25-28).

Die Bilder, die Jesus hier gebraucht, sind eindrucksvoll. Er vergleicht die Pharisäer mit Gefäßen, die nur an der Außenseite sauber sind. Stellen wir uns einmal vor, wir befinden uns in einem Restaurant, und der Kellner setzt uns Tassen vor, die außen glänzen, und innen hängt noch der eingetrocknete Kaffeesatz vom Vortag. Bei diesem Anblick würde uns sicher der Appetit vergehen. So war das Leben der Pharisäer. Wie weiß getünchte Gräber die schauerliche Verwesung der Körper verdecken, so verbarg die fromme Fassade der Pharisäer, wie verdorben ihre Seelen waren.

Betrachten wir kurz die Benennungen, die Jesus den Pharisäern beilegt: »Ihr Schlangen«, »ihr Otternbrut«, »blinde Leiter«, »[Söhne] der Hölle«, »ihr Narren und Blinden«. In solchen Anredeformen sind wirklich keine Komplimente enthalten. Jesus sparte nicht mit scharfem Tadel, während er diese Männer brandmarkte. Seine Worte waren ungewöhnlich hart, aber nicht ungerechtfertigt hart. Sie unterschieden sich von seiner gewöhnlichen Redeweise. Meistens geschah seine Zurechtweisung zwar bestimmt, doch in freundlicher Weise. Es scheint, dass er die scharfen Worte ausschließlich für die einflussreichen Persönlichkeiten seiner Zeit, die »Theologen von Berufs wegen«, besonders die Heuchler, aufgehoben hatte.

Man könnte argumentieren, dass die Pharisäer Jesus wegen dieser scharfen Kritik hassten. Niemand lässt sich gern kritisieren, was vor allem für diejenigen Leute gilt, die immer gelobt werden wollen. Aber die Bosheit der Pharisäer lag tiefer. Wir können mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie Jesus auch dann verachtet hätten, wenn er gar nichts zu ihnen gesagt hätte. Allein aufgrund seiner Gegenwart nahmen sie an ihm Anstoß.

Man sagt, dass nichts eine Lüge so schnell vertreibt wie die Wahrheit; nichts enthüllt Fälschungen schneller als das echte Exemplar. Geschickt gefälschte Banknoten mögen von ungeübten Augen nicht als solche erkannt werden. Was jeder Fälscher fürchtet, ist jedoch der Umstand, dass jemand sein gefälschtes Exemplar neben einen echten Schein halten könnte. Als Jesus hier auf Erden war, da befand sich gleichsam der Echte mitten unter Fälschungen. Der eine wirklich Heilige war erschienen. Das missfiel denen, die als Heilige gelten wollten, aber dabei heuchelten.

Die Sadduzäer hatten das gleiche Problem mit Jesus. Sie gehörten hauptsächlich der gehobenen Priesterklasse ihrer Zeit an. Sie leiteten ihren Namen von dem alttestamentlichen Priester Zadok und damit von dem jüdischen Wort für Gerechtigkeit ab. Wenn die Pharisäer sich als die Heiligen betrachteten, so nahmen die Sadduzäer für sich in Anspruch, die Gerechten zu sein. Mit dem Auftreten Jesu war ihr Anspruch, die Gerechten ihrer Zeit

zu sein, infrage gestellt. Somit war auch ihr Ruf, zur Elite der damaligen Gesellschaft zu gehören, dahin.

Die Feindseligkeit der Pharisäer und Sadduzäer gegenüber Jesus, die mit gelegentlichen Verärgerungen begonnen hatte, war zu einer unbändigen Wut angewachsen und entlud sich schließlich in der Forderung nach seiner Kreuzigung. Sie konnten ihn einfach nicht dulden. Seine Jünger konnten Jesus am See Genezareth in keine ihrer menschlichen Kategorien einordnen. Sie waren außerstande, ihre eigene Frage (»Wer ist denn dieser ...?« [Mk 4,41]) zu beantworten. Die Pharisäer und die Sadduzäer hatten eine fertige Antwort. Sie erfanden eine Kategorie für Jesus: Er war für sie einer, der »lästert« (vgl. z. B. Mt 9,3), und ein »Beelzebul« (vgl. Mt 10,25). Er musste aus dem Weg geräumt werden. Der in jeder Beziehung Vollkommene musste umgebracht werden.

Der menschengewordene Gottessohn, der Herr Jesus Christus, geht nicht mehr über diese Erde. Er ist in den Himmel aufgenommen worden. Niemand sieht oder hört ihn heute mit seinen leiblichen Augen oder Ohren. Die furchterregende Macht seiner Heiligkeit empfinden wir dennoch. Manchmal ist etwas von der Auswirkung dieser Heiligkeit in abgeschwächter Form dort spürbar, wo die Angehörigen seines Volkes inmitten von denen leben, die dieser Heiligkeit nie begegnet sind. So wie sich die Israeliten am Fuße des Berges Sinai davor fürchteten,



Mose zu nahen, weil sein Angesicht strahlte, so fühlen sich heute oft Menschen unbehaglich in der bloßen Gegenwart von Christen.

In der Heiligen Schrift heißt es: »Die Gottlosen fliehen, obwohl kein Verfolger da ist« (Spr 28,1). Die Lutherbibel übersetzt eine ähnliche Stelle folgendermaßen: »... dass sie ein raschelndes Blatt soll jagen« (3Mo 26,36; Luther 1984). Das unbehagliche Gefühl, das manche Leute in der Gegenwart eines tiefgläubigen Menschen befällt, ist das Ergebnis der Tatsache, dass man die Christen ganz allgemein mit Christus gleichsetzt. Das kann oft eigenartige Wirkungen hervorrufen, wie viele Beispiele in der Vergangenheit und Gegenwart zeigen.

Als Simon Petrus die Wundermacht Jesu erlebt hatte, sagte er: »Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr.« Er erlebte den Schrecken, den man verspürt, wenn man dem Heiligen begegnet. Und darüber hinaus gilt: Je größer die Heiligkeit, umso größer ist angesichts der menschlichen Sündhaftigkeit die Feindseligkeit, die dagegen aufsteht. Es scheint irrsinnig zu sein: Keiner, der je über diese Erde ging, hat mehr geliebt als Jesus. Trotzdem sind Menschen aufgrund seiner Liebe in Wut geraten. Seine Liebe war (und ist) eine vollkommene, eine übernatürliche, eine heilige Liebe, aber genau diese Liebe hat bei Menschen heftige Abwehrreaktionen hervorgerufen. Diese Liebe ist so erhaben und so heilig, dass die Betroffenen sie nicht aushalten können.

Die Welt gibt vor, dass sie Jesus tolerieren könne. Sie ist angetan von seinen Maßstäben und Grundsätzen – bleibt aber zu ihm auf Distanz. Christus ist gefahrlos für uns, wenn wir meinen, er sei durch Raum und Zeit von uns getrennt (wovon wir fälschlicherweise ausgehen). Aber einen sichtbar unter uns lebenden Christus würde man in unserer feindseligen Welt nicht dulden, genauso wenig wie vor zweitausend Jahren.

## Die »unsinnigen« Äußerungen Luthers

Lass Gott Gott sein.<sup>6</sup>

MARTIN LUTHER



Wenn wir uns mit der Heiligkeit Gottes beschäftigen, kann uns das beunruhigen und verwirren. Martin Luther war ein solcher Mensch, der hinsichtlich des Wesens Gottes in hohem Maße beunruhigt war, nachdem er diesbezüglich tiefgründige Erkenntnisse gewonnen hatte. Luthers ungewöhnliche Persönlichkeit wurde zum Teil dadurch geformt, dass er die göttlichen Wesensmerkmale eingehend untersuchte. Haben sich seiner Persönlichkeit dadurch neue Bereiche erschlossen, oder ist sie verformt worden? Wurde sein Geist dadurch geläutert, oder führte seine Beschäftigung mit Gottes Wesen letztendlich zu unsinnigen Äußerungen?

---

<sup>6</sup> Vgl. die erweiterte lateinische Wiedergabe in: WA 1, 225, 1-2 (These 17).

Man kann Worte aus dem Mund Luthers anführen, die befremdlich klingen, obwohl er doch wegen seines glaubensmäßigen Eifers so geachtet wird. So hat er z. B. Folgendes gesagt: »Ich gedachte nicht anders, denn Christus säße im Himmel als ein zorniger Richter.«<sup>7</sup>

Sind das unsinnige Äußerungen? Ehe wir versuchen, diese Frage zu beantworten, wollen wir einige wichtige Verhaltensgrundsätze und Begebenheiten aus Luthers Leben betrachten, die zu der Vermutung geführt haben, manche seiner Äußerungen könnten unsinnig gewesen sein.

Den ersten Schlüssel zu Luthers Wesen finden wir in seinen ungestümen Zornausbrüchen und seiner teilweise unbeherrschten Redeweise. Er pflegte seine Kritiker »Hunde« zu nennen. »Die Hunde beginnen zu bel-len«, sagte er oft, wenn ihm die Reaktionen seiner Kritiker zu Ohren kamen. Seine Sprache war manchmal derb, mit vulgären Ausdrücken durchsetzt.

Beachten wir ein Beispiel in Luthers Werk *Vom unfreien Willen*, einer Erwiderung auf Erasmus' Kampfschrift *Vom freien Willen*:

... dass es mir auch ganz überflüssig schien, auf deine nichtigen Gründe zu antworten. Denn sie sind auch von mir so oft widerlegt, aber ganz und gar

---

7 Vgl. WA 47, 275, 34-35.

über den Haufen geworfen und vernichtet durch das unüberwindliche Büchlein des Philipp Melanchthon, Loci Communes, welches nach meinem Urteil wert ist, nicht allein, dass es ewig bleibe, sondern auch, dass es in der Kirche als eine Richtschnur gelte. Als ich hiermit dein Büchlein verglich, ist mir dieses so verächtlich und gering geworden, dass ich ein großes Mitleiden mit dir trug, weil du deine sehr schöne und geschickte Art zu reden mit solchem Schmutze besudeltest, und ich unwillig wurde über die Sache, die ganz unwürdig ist, in so köstlichem Redeschmuck vorgetragen zu werden, gleichsam als wenn Unrat oder Mist in goldenen oder silbernen Gefäßen getragen würde.<sup>8</sup>

Luthers ungestümes Wesen trat besonders während eines wichtigen Treffens, des Marburger Religionsgesprächs, zutage. Dort waren mehrere Führer der neuen protestantischen Bewegung zusammengekommen, um Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Abendmahls auszuräumen. Mitten in den Beratungen begann Luther, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, auf den er mit Kreide geschrieben hatte: »Hoc est corpus meum, hoc est corpus meum!« (»Das *ist* mein Leib, das *ist* mein Leib!«)

---

<sup>8</sup> Vgl. WA 18, 601, 3-11.

URL: [http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:l:luther:v:vom\\_unfreien\\_willen\\_2](http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:l:luther:v:vom_unfreien_willen_2) (abgerufen am 17.10.2017). A. d. H.: Der Text ist geringfügig an heutige Orthografieregeln angeglichen worden.

Luther trat zweifellos manchmal sehr heftig auf. Mitunter neigte er zu Übertreibungen. Die zuweilen von ihm gebrauchten Worte (wenn er etwa manche Mitmenschen als »Hunde« bezeichnete) hatten es in sich. Aber obwohl solche Fälle gewiss Fragen danach aufwerfen, ob er stets die rechten Umgangsformen gewahrt hat, können sie kaum als Beweis dafür gewertet werden, dass seine Äußerungen in ihrer Gesamtheit unsinnig waren.

Schwerwiegender als Luthers Redeweise sind in diesem Zusammenhang jedoch Begebenheiten aus seinem Leben. Sein Verhalten war gelegentlich durchaus exzentrisch. Verschiedenartige Ängste quälten ihn. Einer bekannten Geschichte zufolge war Luther während eines heftigen Gewitters unterwegs. Ein Blitz schlug so dicht neben ihm ein, dass er vom Luftdruck zu Boden geschleudert wurde. Der Kirchenhistoriker und Biograf Luthers, Roland Bainton, berichtet die Begebenheit wie folgt:

An einem schwülen Julitag des Jahres 1505 strebte ein einsamer Wanderer auf einer staubigen Landstraße dem Dorf ... Stotternheim zu. Es war ein junger Mann von gedrungener Gestalt, in studentischer Kleidung. Als er dem Ort näher kam, bedeckte sich der Himmel. Es fing an zu regnen, und ein heftiger Sturm setzte ein. Ein Blitz zerriss die Düsternis und warf den jungen Mann zu Boden. Sich mühsam aufrichtend, rief er in

Angst und Schrecken: »Heilige Anna, hilf! Ich will ein Mönch werden!«

Der Mann, der auf diese Weise eine Heilige anrief, sollte später diesen Kult aufs Schärfste ablehnen. Der hier geschworen hatte, ein Mönch zu werden, war derjenige, der sich später vom Mönchtum abkehrte. Wenngleich er sich als treuer Sohn der katholischen Kirche erwiesen hatte, sollte er später die Hierarchie des mittelalterlichen Katholizismus erschüttern. Obwohl er ein ergebener Diener des Papstes gewesen war, setzte er später die Päpste mit dem Antichrist gleich. Denn dieser junge Mann war Martin Luther.<sup>9</sup>

Kurz nach diesem Erlebnis löste Luther seinen Eid ein. Er quittierte sein Jurastudium und trat ins Erfurter Kloster ein, sehr zum Leidwesen seines Vaters, Hans Luther.

Die Furcht vor einem gewaltsamen Tod als Ausdruck dessen, dass Gott ihn strafte und richtete, verfolgte ihn. Viele Jahre hindurch litt er an Magenbeschwerden und an Nierensteinen, einer äußerst schmerzvollen Krankheit. Mehr als einmal meinte er, sein Ende stehe kurz bevor. Mehrfach war er davon überzeugt, dass sein Tod nur noch eine Frage von Tagen oder Wochen war.

Luthers chronische Magenbeschwerden kann man durchaus in Verbindung mit einem psychosomatischen

---

<sup>9</sup> Roland Bainton, *Here I Stand*, Nashville: Abingdon, 1950, S. 15.

Problem sehen. Die Ängste um sein Seelenheil schienen alle direkt auf seinen Magen zu schlagen und seine Verdauung teilweise lahmzulegen. Seine Blähsucht ist sprichwörtlich geworden, was zum Teil daran liegt, dass er selbst das Problem übertrieben darstellte.

An anderer Stelle sprach er unter Verwendung verschiedener Bilder vom Widerstand gegen den Teufel. Luther beschrieb seinen Kampf mit Satan als einer, der sich vom Fürsten der Finsternis belagert sah. Er war davon überzeugt, dass dieser es ganz besonders auf ihn abgesehen hatte.

Eine andere Begebenheit aus Luthers Leben hat ebenfalls Fragen bei denen aufgeworfen, die sich mit seinem Seelenleben beschäftigen. Damit ist die Feier seiner ersten Messe gemeint. Luther hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon als angehender Theologe hervorgetan und war nicht dafür bekannt, besonders scheu zu sein. Dass er in Zukunft einmal als mitreißender Prediger und meisterhafter Redner berühmt werden würde, konnte jedoch noch niemand unter seinen Zeitgenossen ahnen.

Luthers erste Messe, die seiner Ordination folgte, war sein erstes klerikales Auftreten in der Öffentlichkeit. Der alte Hans Luther hatte sich innerlich fast damit abgefunden, dass sein Sohn eine lukrative Karriere als Rechtsgelahrter gegen das Leben im Kloster eingetauscht hatte. Und er fühlte sogar so etwas wie Stolz für *seinen Sohn, den Priester*. Die angesetzte Feier betrachtete man als Ehre für



die Familie, und die Verwandten waren versammelt, um der Messe beizuwohnen, bei der Luther erstmals amtierte.

Niemand unter den Zuhörern hatte erwartet, was dann geschah. Luther begann die Zeremonie in angemessener Haltung, priesterliche Zuversicht und Sicherheit ausstrahlend. Als er jedoch zu dem Weihegebet kam, versagte Luther.

Er stand wie zu Stein erstarrt vor dem Altar. Er schien sich nicht mehr bewegen zu können. Seine Augen waren glasig, Schweißperlen traten auf seine Stirn. Eine nervöse Stille breitete sich unter den Versammelten aus, die stillschweigend den jungen Priester drängten, mit der Amtshandlung fortzufahren. Hans Luther verspürte zunehmendes Unbehagen, eine Welle elterlicher Verlegenheit überfiel ihn. Die Unterlippe seines Sohnes begann zu zittern. Er versuchte, die Worte der Messe zu Ende zu lesen, aber es kam kein Laut über seine Lippen. Er wurde völlig kraftlos und hinkte zu der Bank zurück, auf der seine Familie Platz genommen hatte – zunächst unfähig, die Messe fortzusetzen. Hans Luther war wütend. Er hatte gerade dem Kloster ein großzügiges Geschenk gemacht und fühlte sich nun an genau derjenigen Stelle, an der er die Ehre seines Sohnes erleben wollte, sehr gedemütigt. Er versetzte Martin einen Hieb und stellte dessen Eignung als Priester infrage. Martin verteidigte seine Berufung mit dem Hinweis auf sein Erlebnis in dem Gewitter, das er als deutlichen Ruf Gottes verstanden hatte. Der Vater

erwiderte: »Gebe Gott, dass es keine Erscheinung des Teufels war!«

Was war vor dem Altar geschehen? Luther erklärte selbst die Lähmung, die ihn befallen hatte, als er die Worte aussprechen wollte: »Wir opfern dir, dem lebendigen, dem wahren, dem ewigen Gott.« Er sagte später dazu:

Bei diesen Gedanken war ich gänzlich benommen und mit Schrecken erfüllt. Ich dachte bei mir: »Mit welcher Zunge soll ich [eine] solche Majestät anreden, da ich sehe, dass alle Menschen in Gegenwart schon eines irdischen Fürsten zittern? Wer bin ich, dass ich meine Augen oder meine Hände zu der göttlichen Majestät aufheben dürfte?« Die Engel umgeben ihn. Auf seinen Wink erbebt die Erde. Und soll ich elender, kleiner Zwerg sagen: »Ich brauche dies, ich bitte um das?« Denn ich bin Staub und Asche und voller Sünde und ich rede zu dem lebendigen, ewigen und wahren Gott.<sup>10</sup>

Aber diese Episoden sind nahezu belanglos, wenn es um die Frage geht, die uns in diesem Kapitel am meisten interessiert (»Sind manche Äußerungen Luthers unsinnig?«). Wir müssen uns einen der dramatischsten Augenblicke in Luthers Leben ansehen, der für den Fortgang der Re-

---

<sup>10</sup> A. a. O., S. 30. A. d. H.: Vgl. WA 43, 38r, 34-42.

formation von entscheidender Bedeutung war. Die höchste Prüfung in Luthers Leben, die Gelegenheit zur größten Probe kam während des Reichstags zu Worms im Jahr 1521. Vor den kirchlichen Würdenträgern und weltlichen Machthabern und in Anwesenheit von Kaiser Karl V. hatte sich der Sohn eines Grubenbesitzers wegen Ketzerei zu verantworten.

Die Ereignisse hatten sich überstürzt und waren außer Kontrolle geraten, seit der Theologieprofessor seine 95 Thesen veröffentlicht hatte. Dabei ging es um strittige Punkte, die Luther in Bezug auf eine theologische Debatte und Auseinandersetzung bekannt gegeben hatte. Es war nicht seine Absicht gewesen, damit ein Feuer zu entfachen, das in ganz Deutschland und darüber hinaus lodern sollte. Einige Leute, möglicherweise Studenten, hatten sich die Thesen beschafft, und mithilfe des Buchdrucks, der wunderbaren neuen Erfindung Gutenbergs, waren sie in wenigen Wochen über das ganze Land verbreitet und zum allgemeinen Gesprächsstoff geworden. Bainton griff auf einige autobiografische Sätze von Karl Barth zurück, um zu erklären, was geschehen war. Ihnen zufolge hätte Luther sagen können: »Blicke ich auf meinen Weg zurück, so komme ich mir vor wie einer, der, in einem dunklen Kirchturm sich treppaufwärts tastend, unvermutet statt des Geländers ein Seil ergriffen [hat], das ein Glockenseil war, und nun zu seinem Schrecken hören musste, wie die große Glocke über ihm soeben und nicht nur für ihn

bemerkbar angeschlagen hatte. Er hatte das nicht gewollt und er kann und wird das nicht wiederholen wollen.«<sup>11</sup>

Nun ging es Schlag auf Schlag. Einer Kontroverse folgte die nächste. Die Thesen wurden Papst Leo X. in Rom unterbreitet. Einer Legende zufolge soll Papst Leo X. gesagt haben: »Luther ist ein betrunkenener Deutscher. Er wird anders denken, wenn er nüchtern geworden ist.« Der Kampf wurde zwischen Vertretern der Mönchsorden und Theologen ausgetragen. Luther engagierte sich in Debatten und Disputationen, von denen die wichtigsten in Augsburg und Leipzig stattfanden. Schließlich wollte man Luther durch die Veröffentlichung einer päpstlichen Bannandrohungsbulle maßregeln. Dem Titel *Exsurge Domine* liegen die einleitenden Worte dieser Schrift zugrunde: »Erhebe dich, o Herr, und richte deine Sache. Ein wilder Eber ist in deinen Weinberg eingebrochen!«

Nach Veröffentlichung dieser Bulle folgte der eigentliche Bann, also Luthers Exkommunikation. Seine Bücher wurden in Rom und andernorts verbrannt. Nun folgte eine Anhörung Luthers vor dem Kaiser, die auf dem in Worms zusammengekommenen Reichstag stattfinden sollte. Luther wurde freies Geleit zugesprochen, um dort erscheinen zu können.

---

<sup>11</sup> A. a. O., S. 64. A. d. H.: Deutscher Text zitiert nach: <https://books.google.de/books?id=vChmjUB3cJQC&pg=PA22&lpg=PA22&dq#v=onepage&q&f=false> (abgerufen am 22. 1. 2018).

Was in Worms geschah, ist der Stoff, aus dem im Allgemeinen Legenden entstehen. Und in der Tat entstanden aus den Begebenheiten auch hier Legenden. Hollywood gab der Szene seinen Hauch von Glamour. Es zeichnete ein Bild von Luther, das ihn in Worms als einen tapferen Helden darstellte, der einer gottlosen, verruchten Hierarchie trotzte. Demnach sei Luther gefragt worden: »Bist du bereit, deine Schriften zu widerrufen?«

Diesem Bild zufolge haben wir uns Luther in aufrechter, furchtloser Haltung vorzustellen, wie er vor all den Amtsträgern stand und mit erhobener Faust die Worte ausrief: »Hier stehe ich. Ich kann nicht anders!« Dann sehen wir ihn, wie er sich auf dem Absatz umdreht, hoch erhobenen Hauptes den Saal verlässt, unter dem Beifall der Massen sein weißes Pferd besteigt und in den Sonnenuntergang hinausreitet, um die protestantische Reformation in Angriff zu nehmen.

Aber das ist nicht der wirkliche Hergang.

Die erste Sitzung fand am 17. April 1521 statt. Eine knisternde Spannung lag angesichts der zu erwartenden Kraftprobe in der Luft. Luther war vor seiner Ankunft unerschrocken aufgetreten, indem er gesagt hatte: »Dies soll mein Widerruf [in Worms] sein: Früher habe ich gesagt, der Papst sei der Stellvertreter Christi auf Erden. Ich widerrufe! Jetzt sage ich: Der Papst ist der Widersacher Christi und Apostel des Teufels.«<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> A. a. O., S. 139.

Nun wollte die Menge weitere mutige Feststellungen hören. Mit angehaltenem Atem wartete man auf »das Toben des wilden Ebers«.

Bei der Eröffnung des Reichstags stand Luther im Zentrum der Anwesenden, die im Bischofshof zusammengekommen waren. Neben ihm auf einem Tisch befanden sich seine strittigen Bücher. Eine der Amtspersonen fragte ihn, ob das seine Bücher seien. Luther antwortete in kaum vernehmbarem Flüsterton: »Es sind alles meine Bücher, und ich habe noch weitere geschrieben.« Dann kam die entscheidende Frage nach der Bereitschaft der öffentlichen Widerrufung seiner Aussagen. Die versammelten Menschen warteten auf Luthers Erwiderung. Da sah man keine erhobenen Fäuste und keine trotzige Kampfansage. Denn wieder war seine Antwort kaum zu hören: »Ich bitte, mir eine Bedenkzeit zu gewähren!« Der Kaiser war schockiert und fragte sich, ob die Bitte um Bedenkzeit nur ein taktischer Vorwand und ein theologisch motivierter Schachzug sei. Trotzdem ließ er Nachsicht walten und gewährte einen Aufschub bis zum nächsten Tag. Somit konnte Luther seinen Standpunkt nochmals 24 Stunden überdenken.

Ich bin der Überzeugung, dass Luther in dieser Nacht, in der Einsamkeit seines Zimmers, eines der bewegendsten Gebete schrieb, die je schriftlich festgehalten wurden. Sein Gebet enthüllt die Seele eines demütigen Menschen, der vor seinem Gott liegt und sich erneut zur Glaubens-

festigkeit durchringt, um den ihm feindlich gesinnten Menschen widerstehen zu können. Für Luther war es ein ganz persönlicher Gebetskampf, der überaus schwer war:

Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperrt sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie zieht sie so bald die Hand ab und schnurrt dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle zu, da die Gottlosen hingehören; und siehst nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefällt. Ach Gott! Ach Gott! O du mein Gott! Du mein Gott, stehe du mir bei, wider aller Welt Vernunft und Weisheit. Tue du es; du mußt es tun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herrn der Welt zu tun. Wollt ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist und nach

Fleisch schmeckt. Gott, o Gott! Hörest du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es denn gewiss weiß; ei, so walt es Gott! [...] Ei, Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohns Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja, meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines Heiligen Geistes. Herr, wo bleibest du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig, wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein; so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muss mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja, zu Trümmern gehen; dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Und ist auch nur um den Leib zu tun; die Seele ist dein und gehört dir zu, und bleibt auch bei dir ewig, Amen. Gott helf mir, Amen.<sup>13</sup>

Spät am nächsten Nachmittag kehrte Luther in den Bischofshof zurück. Jetzt war kein Zittern mehr in sei-

---

<sup>13</sup> Siehe dazu: Ewald M. Plass, Hrsg., *What Luther Says*, St. Louis: Concordia, 1959, S. 1107-1108. A. d. H.: Vgl. WA 35, 213, 30-214, 20 (Angleichung des Wortlauts an das Neuhochdeutsche).



ner Stimme. Er versuchte, die Frage vom Vortag mit einer Rede zu beantworten. Schließlich verlangte der bischöfliche Beamte eine direkte Erwiderung: »Ich frage dich, Martin – antworte offen und ehrlich, ohne Hörner und Spitzen: Wirst du deine Bücher und die darin enthaltenen Irrlehren widerrufen, oder wirst du nicht widerrufen?«<sup>14</sup>

Luther entgegnete:

Weil denn Eure allergnädigste Majestät und fürstlichen Gnaden eine einfache Antwort verlangen, will ich sie ohne Spitzfindigkeiten und unverfänglich erteilen, nämlich so: Wenn ich nicht mit Zeugnissen der Schrift oder mit offenbaren Vernunftgründen besiegt werde, so bleibe ich von den Schriftstellen besiegt, die ich angeführt habe, und mein Gewissen bleibt gefangen in Gottes Wort. Denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es offenkundig ist, dass sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben. Widerrufen kann und will ich nichts, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas gegen sein Gewissen zu tun. Gott helfe mir, Amen.<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> Bainton, *Here I Stand*, a. a. O., S. 144.

<sup>15</sup> Bainton, ebenda. A. d. H.: Das lateinische Original befindet sich in: WA 7, 838, 2-9. Eine deutsche Fassung findet sich auf folgender Website: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/verschiedene-texte-9797/10> (abgerufen am 17. 10. 2017).

Sind das wirklich die Worte eines Menschen, die man als unsinnig bezeichnen kann? Man kann diesbezüglich auch andere Fragen stellen: Wie kann ein einzelner Mensch es wagen, gegen Papst und Kaiser, gegen Konzilien und Glaubensbekenntnisse sowie gegen die gesamte organisierte Autorität der Christenheit zu stehen? Ist es nicht überaus anmaßend, den hervorragendsten Gelehrten und den höchsten Würdenträgern der Kirche zu widersprechen und die eigene Geisteskraft und die eigene Bibelauslegung den Lehrsätzen der ganzen abendländischen Christenheit entgegenzustellen? Ist das Ichsucht, Geltungsbedürfnis? Ist es Größenwahn? Sind das die Erkenntnisse eines seinesgleichen suchenden Theologen, die Gedanken eines mutigen Heiligen oder die Verirrungen eines Geisteskranken? All diese Fragen lassen sich von der letztendlichen Autorität, der Bibel, her eindeutig beantworten, der sich Luther verpflichtet wusste. Eines steht fest: Diese einsame Stellungnahme zugunsten des Wortes Gottes sorgte mit einem Schlag für eine Scheidung in der Christenheit.

So wichtig wie diese Begebenheit für die Kirche und für Luthers eigenes Leben war, so ist sie doch nicht der Hauptgrund dafür, dass manche Gelehrte späterer Zeitepochen Luther bestimmte unsinnige Äußerungen unterstellt haben. Es gab nämlich etwas noch Außergewöhnlicheres und noch Befremdlicheres in Bezug auf sein Leben. Dies hatte vor allem mit Luthers Verhalten im Kloster zu tun.

Als Mönch hatte sich Luther einer rigorosen Askese verschrieben. Er hatte sich das Ziel gesetzt, der perfekte Mönch zu sein. Er fastete tagelang und gab sich strengen Formen der Selbstkasteiung hin. Was die Selbstverleugnung betrifft, so ging er diesbezüglich noch über die Klosterregeln hinaus. Seine nächtlichen Gebete waren länger als die aller anderen Mönche. Weil er die ihm zugeteilten Decken zurückwies, erfror er fast. Er kasteite seinen Körper so schwer, dass er später zugab, in der Mönchszelle seinem Verdauungssystem bleibenden Schaden zugefügt zu haben. Über diese Erfahrung schrieb er: »Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, dass ich's sagen darf: Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das werden mir alle meine Klostersgesellen, die mich gekannt haben, bezeugen. Denn ich hätte mich, wenn es [noch] länger gewährt hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.«<sup>16</sup>

Die seltsamste Eigenart Luthers war seine tägliche Beichte. Zu den Vorschriften, die damals die Mönche zu beachten hatten, gehörte die Beichte – aber nicht an jedem Tag. Die Vorschrift verlangte das Bekennen jeder einzelnen Sünde. Weil Luther keinen Tag ohne Sünde erlebte, war es aus seiner Sicht auch notwendig, jeden Tag seine Sünden zu bekennen, um Absolution zu erlangen.

---

<sup>16</sup> Bainton, a. a. O., S. 34. A. d. H.: Vgl. WA 38, 143, 25ff.

Die Beichte war ein regulärer Bestandteil des Klosterlebens. Die Mönche, die sich untereinander »Bruder« nannten, kamen regelmäßig zu ihren Beichtvätern und bekannten ihre Sünden, indem sie etwa sagten: »Vater, ich habe gesündigt; letzte Nacht bin ich über den vorgeschriebenen Beginn der Nachtruhe hinaus aufgeblieben und habe bei Kerzenlicht die Bibel gelesen.« Oder: »Gestern beim Mittagessen habe ich den Bruder Philipp um die Portion beneidet, die er auf seinem Teller hatte.« (In wie viele Nöte kann doch ein Mönch im Kloster geraten!) Der Beichtvater hörte das Bekenntnis an, erteilte die priesterliche Absolution und erlegte eine kleine Bußstrafe auf, die der betreffende Bruder ableisten musste. Damit war dann die Sache erledigt. Das Ganze dauerte nur wenige Minuten.

Nicht so bei Bruder Martinus. Er trieb seinen Beichtvater fast zum Wahnsinn. Luther war nicht zufrieden mit einer kurzen Aufzählung seiner Sünden. Er wollte sichergehen, dass keine Sünde seines Lebens unerwähnt blieb. Er verharrte täglich stundenlang im Beichtstuhl. In einem Fall brauchte er sechs Stunden, um die Sünden vom Vortag zu beichten!

Die Vorsteher des Klosters begannen, sich über Luther zu wundern. Sie dachten, dass er vielleicht ein »Drückeberger« sei, der die Stunden des Tages lieber im Beichtstuhl zubringe, als sich den Studien zu widmen und seine sonstigen Aufgaben zu erledigen. Man befürchtete schon, er könne möglicherweise sein seelisches Gleichgewicht

verlieren und stark gefährdet sein, geisteskrank zu werden. Sein Mentor, Staupitz, wurde schließlich ungehalten und wies ihn ernstlich zurecht: »Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden<sup>17</sup>, wie die Eltern ermorden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen usw.; das sind die rechten Sünden. Du musst ... nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Bombart eine Sünde machen. [...] Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit ihm. [...] Was tust du, Sohn? Weißt du nicht, dass unser HErr selbst uns *geboten* hat, zu hoffen und zu glauben?«<sup>18</sup>

Hier sind wir an der entscheidenden Stelle! Hier befindet sich derjenige Aspekt im Leben Luthers, der vor allen anderen die Meinung aufkommen ließ, manche seiner Äußerungen seien unsinnig. Obwohl diese Ansicht ungerechtfertigt ist, müssen wir dennoch festhalten: Der Schuldkomplex war bei Luther stärker ausgeprägt als bei den meisten anderen Menschen. Er wurde so sehr von seinen Schuldgefühlen belastet und war emotional so aufgewühlt, dass er zeitweise nicht einmal seinen normalen Pflichten als Mönch nachkommen konnte. Bainton fasst seinen Zustand folgendermaßen zusammen:

---

<sup>17</sup> A. d. H.: Wie im Folgenden erklärt wird, sind damit nach dem Verständnis von Staupitz »Sünden im eigentlichen Sinne« gemeint.

<sup>18</sup> Bainton, a. a. O., S. 41. Deutsche Fassung:

<http://www.lutherische-bekenntnisgemeinde.de/Martin%20Luther.htm>  
(abgerufen am 17.10.2017).

Infolgedessen wurde er von der furchtbarsten Verunsicherung ergriffen, die man sich vorstellen kann. Angst machte sich in seinem Geist breit. Sein Gewissen war so beunruhigt, dass er beim Rascheln eines Blattes im Wind erschrak und zitterte. Albträume bemächtigten sich seiner Seele – das Entsetzen eines im Dämmerlicht Erwachenden, der in die Augen dessen sieht, der gekommen ist, ihm das Leben zu nehmen. Die himmlischen Streiter hatten ihn alle verlassen: Der Feind umwarb mit lüsterner Aufforderung die unfähige Seele. Solcherart waren die Qualen, die nach Luthers wiederholten Worten viel schlimmer waren als irgendeine Krankheit, die ihn je befallen hatte.<sup>19</sup>

Was ist nun der wahre Grund für Luthers Verhalten? Eines ist sicher: Was immer Menschen im Allgemeinen als Verteidigungsmechanismus besitzen, um die anklagende Stimme ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen, Luther hatte es nicht.

Manche Theorien verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass Wahnsinnige die Realität anders wahrnehmen als normale Menschen. Denken wir nur an das Beispiel des von Ängsten heimgesuchten Mannes, der zum Psychiater geht und diesem klagt, er habe so viel Angst, dass er nicht einmal an einem Gemeindeausflug teilnehmen könne.

---

<sup>19</sup> Bainton, a. a. O., S. 42.

Wenn der Psychiater dann nachfragt, stellt sich heraus, vor was sich der Mann alles fürchtet: Er könnte auf dem Weg zu dem Platz, wo das gemeinsame Picknick stattfinden soll, in einen Autounfall verwickelt werden. Er könnte von einem Schwarm Wespen überfallen und gestochen werden. Er könnte während eines Gewitters vom Blitz erschlagen werden. Ein Baum könnte auf ihn fallen, oder er könnte an einer Wurst ersticken.

Alle diese Ängste stellen reale Möglichkeiten dar. Das Leben ist eine gefährliche Angelegenheit. Nirgendwo sind wir vor einer Vielzahl lebensbedrohlicher Situationen sicher. Howard Hughes<sup>20</sup> konnte mit all seinen Millionen kein Fleckchen Erde finden, an dem er vor Krankheitserregern geschützt war. Kein Psychiater kann beweisen, dass ein Picknick ein völlig sicheres Unternehmen ist. Die Vorstellungen, die der Mann in dem erwähnten Beispiel in Bezug auf all diese potenziellen Gefahren und Unfälle hat, entsprechen durchaus der Wirklichkeit. Aber er gerät trotzdem in Konflikt mit der Realität, weil er die Abwehrkräfte verloren hat, die wir normalerweise besitzen, um all die eindeutigen und durchaus vorhandenen Gefahren ignorieren zu können, die uns auf Schritt und Tritt umgeben.

Ein Aspekt in Luthers Vergangenheit und Persönlichkeit wird von den Psychoanalytikern oft übersehen. Sie denken nicht daran, dass Luther, schon ehe er ins Klos-

---

<sup>20</sup> A. d. H.: Damit ist höchstwahrscheinlich der US-amerikanische Erfinder, Unternehmer und Millionär Howard Robard Hughes sen. (1869–1924) gemeint.

ter ging, sich als einer der klügsten jungen Männer auf dem Gebiet der Rechtswissenschaften hervorgetan hatte. Luther war brilliant. Sein Gehirn leistete Erstaunliches. Seine Fähigkeit, knifflige und schwierige Rechtsfragen zu verstehen, war außerordentlich groß. Manche Leute sahen in ihm schon einen Rechtsgelehrten, der seinesgleichen suchte.

Man hat oft gesagt, dass die Trennlinie zwischen Genialität und Wahnsinn nur sehr schmal sei und dass manche Menschen hinüber- und herüberwechseln. War das vielleicht Luthers Problem?

Um es ganz klar zu sagen: Luthers Äußerungen sind keineswegs unsinnig; da er ein Genie war, zeugen sie vielmehr von großer Geistesschärfe. Er besaß ein außerordentliches Verständnis des alttestamentlichen Gesetzes. Als er anfang, dieses Gesetz zu betrachten, erkannte er mit seinem scharfsinnigen Verstand Zusammenhänge, die von den meisten Sterblichen übersehen werden.

Luther untersuchte beispielsweise das größte Gebot: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst« (Lk 10,27). Dann fragte er sich, was wohl die größte Sünde sei, die nicht vergeben wird. Einige beantworteten diese Frage, indem sie sagen, dass die größte Sünde Mord, Ehebruch, Gotteslästerung oder Unglauben sei. Luther war anderer Ansicht. Er kam



zu folgendem Schluss: Wenn das größte Gebot darin besteht, Gott von ganzem Herzen zu lieben, dann kann die größte Sünde nur die sein, dass man es unterlässt, Gott so zu lieben. Für ihn war es folgerichtig, dass angesichts des größten Gebots die größte Sünde in dessen Nichteinhaltung besteht.

Die meisten Menschen denken nicht so. Niemand unter uns hält das *größte* Gebot – nicht einmal fünf Minuten lang. Wir mögen oberflächlich denken, wir würden das tun. Aber wenn wir einmal wahrhaft darüber nachsinnen, wird uns klar, dass wir Gott nicht wirklich von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all unserer Kraft lieben. Niemand liebt seinen Nächsten wie sich selbst. Wir mögen alles in unserer Kraft Stehende tun, um nicht intensiver darüber nachdenken zu müssen, aber da ist immer diese leise bohrende Stimme in unserem Inneren, die uns anklagt, denn wir wissen darum und übertreten dennoch tagtäglich das *größte* Gebot. So wie Jesaja wissen auch wir, dass kein Mensch dieses Gebot hält. Und hier liegt unsere Ausflucht: ›Niemand ist vollkommen‹, sagen wir uns. Keiner von uns erreicht die vollkommene Liebe zu Gott. Warum sollen wir uns also Gedanken machen? Das treibt keinen normalen Menschen dazu, täglich sechs Stunden lang seine Sünden zu bekennen. Wenn Gott jeden Übertreter des *größten* Gebots bestrafen wollte, müsste er alle Menschen aller Zeiten bestrafen. Diese Prüfung ist zu gewaltig und zu anspruchsvoll, sie ist nicht

angemessen. Gott muss einen anderen Maßstab an uns anlegen. So meinen wir.

Luther sah die Dinge anders. Er erkannte, dass Gott keine Kompromisse in Bezug auf seine eigene Heiligkeit schließen und keinen weniger hohen Maßstab anlegen konnte. Würde man dies dennoch von Gott erwarten, wäre man höchst arrogant und zugleich überaus töricht. Gott setzt seinen Maßstab nicht herab, um uns entgegenzukommen. Er bleibt absolut heilig und in jeder Beziehung gerecht. Aber wir sind nicht gerecht, und das ist unser Dilemma. Luthers geschulter Rechtssinn blieb an der Frage hängen: Wie kann ein ungerechter, sündiger Mensch in der Gegenwart Gottes überleben? Was den wenigsten Menschen Kopfzerbrechen bereitet, trieb Luther in einen Kampf auf Leben und Tod: »Jedoch werden wir Schwachen und Unreinen gerissen und wollen erforschen und verstehen die unbegreifliche Majestät des unbegreiflichen Lichts der Wunder Gottes. Wissen wir denn nicht, dass er wohnt in einem Licht, dazu man nicht kommen kann? Und gleichwohl gehen wir herzu, ja, vermessen uns, dazu zu gehen. [...] Was ist's denn Wunder, dass uns die Herrlichkeit überfället und überschüttet?«<sup>21</sup>

Luther war in dieser Hinsicht das genaue Gegenteil einer biblischen Gestalt – des reichen jungen Mannes, der

---

<sup>21</sup> Bainton, a. a. O., S. 43. A. d. H.: Vgl. WA TR 6, 39, 14-26 (Nr. 6561).

Jesus über das ewige Leben befragte: »Und ein gewisser Oberster fragte ihn und sprach: ›Guter Lehrer, was muss ich tun, um ewiges Leben zu erben?‹ Jesus aber sprach zu ihm: ›Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als nur einer, Gott. Die Gebote kennst du: *Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugnis ablegen; ehre deinen Vater und deine Mutter.*« (Lk 18,18-20).

Etwas wird bei dieser allgemein bekannten Begegnung des jungen Mannes mit Jesus oft übersehen, nämlich die Bedeutung der Begrüßungsworte, die der junge Mann gebrauchte. Er nannte Jesus »guter Lehrer«.

Jesus entging die Bedeutung der Worte natürlich nicht. Er wusste sofort, dass er mit einem Mann sprach, der nur ein oberflächliches Verständnis hinsichtlich der Bedeutung des Wortes »gut« hatte. Der Mann wollte mit Jesus über sein Seelenheil reden. Aber Jesus gab dem Gespräch in geschickter Weise eine andere Wendung, indem er es auf eine Diskussion über den Begriff »gut« hinlenkte. Er benutzte die Gelegenheit, um dem Mann diesbezüglich eine unvergessliche Lektion weiterzugeben.

Jesus richtete die Aufmerksamkeit auf den Gruß des Mannes. »Was nennst du mich gut?« Und der Frage ließ er gleich die Erklärung folgen: »Niemand ist gut als nur einer, Gott.« Angesichts dieser Aussage sollte eigentlich jeder höchst aufmerksam sein. Doch darüber stolpern viele Leute, selbst Theologen. Nach dem Verständnis man-

cher Leute sagt Jesus hier im Grunde, dass er nicht gut und dass er nicht Gott sei.

Aber Jesus verleugnete mit dieser Aussage keineswegs die Tatsache, dass er Gott ist und dass er gut ist. Hätte der reiche junge Mann das richtige Verständnis gehabt, so wäre es für ihn durchaus angemessen gewesen, Jesus gut zu nennen, denn Jesus war (und ist) gut. Er war (und ist) das menschengewordene Gute. Es geht allerdings darum, dass der reiche junge Mann sich dessen nicht bewusst war. Er ehrte Jesus als großen Lehrer, und das war alles, was er in ihm sah. Er hatte keine Ahnung davon, dass er mit dem menschengewordenen Gott redete, mit der Verkörperung des Guten schlechthin.

Der reiche junge Mann kannte offenbar seine Bibel nicht. Er hatte die Bedeutung der einleitenden Verse von Psalm 14 wohl nicht begriffen: »Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott! Sie haben Böses getan, sie haben abscheuliche Taten verübt; da ist keiner, der Gutes tut. Der HERR hat vom Himmel herniedergeschaut auf die Menschenkinder, um zu sehen, ob ein Verständiger da sei, einer, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind alleamt verdorben; da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer« (Ps 14,1-3).

Dieser Psalm wird im Römerbrief vom Apostel Paulus zitiert und durch andere alttestamentliche Stellen ergänzt. Seine Aussage ist unmissverständlich: »Da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer.« Die Wendung »auch

nicht einer« lässt keinerlei Missverständnis zu. Von dieser Anklage ist nur der Sohn Gottes ausgenommen, der allein gut ist, denn er ist Gott.

Der menschliche Geist schreckt vor dieser allumfassenden Anklage zurück. Wir meinen, diese biblische Aussage wäre übertrieben. Wir kennen doch Menschen, die Gutes tun. Wir sehen Leute, die oft gute Taten vollbringen. Wir geben zu, dass niemand perfekt ist. Wir alle machen gelegentlich Fehler. Aber wir tun doch auch manches Gute, oder etwa nicht? Nein! Genau so dachte der reiche junge Mann. Er legte an das Gute den falschen Maßstab an. Er bewertete gute Taten als einer, der sich das Ganze von außen ansieht.

Gott gebietet uns, in gewissen Bereichen Gutes zu tun. Er gebietet uns, den Armen zu helfen. Und das tun wir auch. Ist das eine gute Tat? Ja und nein. Es ist insofern eine gute Tat, als dass wir zumindest äußerlich ein Gebot Gottes erfüllen. In diesem Sinne tun wir öfter etwas Gutes. Aber Gott sieht auch das Herz an. Ihm geht es um unsere innersten Motive. Damit eine gute Tat dem Maßstab Gottes entsprechen kann, muss sie aus einem Herzen kommen, das Gott mit vollkommener Liebe liebt und auch dem Nächsten die gleiche Liebe entgegenbringt. Da niemand unter uns an diese vollkommene Liebe zu Gott und den Mitmenschen heranreicht, sind all unsere guten Taten in den Augen Gottes nicht wirklich gut. Ihr Makel besteht darin, dass unsere inneren Motive unvollkommen sind. Von der

Logik der Bibel her heißt dies: Da niemand ein völlig reines Herz hat, kann niemand eine wirklich gute Tat tun.

Das Gesetz Gottes ist der Spiegel wahrer Gerechtigkeit. Wenn wir uns und unsere Taten in diesem Spiegel betrachten, erkennen wir darin unsere ganze Unvollkommenheit. Jesus hielt diesen Spiegel dem reichen jungen Mann vor: »Die Gebote kennst du: ›Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen ...‹« (Lk 18,20). Es ist wichtig, hier anzumerken, dass die Gebote, die Jesus gegenüber dem jungen Mann aufzählt, ausnahmslos zur sogenannten »zweiten Tafel des Gesetzes« gehören, also Anweisungen sind, die mit der Verantwortung gegenüber den Mitmenschen zu tun haben. Dies sind die Gebote, die Ehebruch, Mord, Diebstahl usw. betreffen. Es ist auffällig, dass die ersten Gebote des mosaischen Gesetzes, die ausschließlich von unserer Verpflichtung gegenüber Gott reden, in der Aufzählung Jesu nicht vorkommen.

Wie antwortete der reiche junge Mann? Er verspürte kein Unbehagen. Er sah ruhig in den Spiegel und entdeckte keine Unvollkommenheit. In einer Weise, die man nur als selbstzufrieden bezeichnen kann, erwiderte er: »Dies alles habe ich beachtet von meiner Jugend an« (Lk 18,21).

Stellen wir uns die Arroganz dieses Mannes vor. Oder war es Unwissenheit? Ich kann kaum die Geduld Jesu verstehen, die er ihm entgegenbrachte. Ich hätte mich nicht

zurückhalten können und sicher sofort meiner Entrüstung Ausdruck verliehen, indem ich etwa gesagt hätte: »Was, du willst seit deiner Kindheit all diese Gebote gehalten haben? Du hast sie nicht einmal während der kurzen Zeit gehalten, in der wir miteinander reden. Hast du nicht die Bergpredigt gehört? Erkennst du nicht, dass du die tiefere Bedeutung des Gebotes ›Du sollst nicht töten‹ schon dann missachtetest, wenn du nur ungerechtfertigt deinem Nächsten zürnst? Weißt du nicht, dass du in deinem Herzen schon ein Ehebrecher bist, wenn du eine Frau nur begehrlieh ansiehst? Hast du noch nie etwas begehrt? Hast du immer deine Eltern geehrt? Entweder bist du blind oder ein Narr. Im besten Fall ist dein Gehorsam an der Oberfläche geblieben, aber nicht von Herzen gekommen.«

So wäre ich mit der Sache umgegangen. Nicht so Jesus. Er ging viel weiser, sensibler und effektiver vor: »Als aber Jesus es hörte, sprach er zu ihm: ›Noch eins fehlt dir: Verkaufe alles, was du hast, und verteile es an die Armen, und du wirst einen Schatz in den Himmeln haben; und komm, folge mir nach!« (Lk 18,22).

Wir könnten hier etwa folgenden Gedankengang nachvollziehen, der den Worten Jesu zugrunde lag: ›So, du hast alle Gebote von deiner Jugend an gehalten! Das wollen wir uns einmal genauer anschauen. Wie heißt denn das erste Gebot? *Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.*<sup>22</sup>

---

22 A. d. H.: Vgl. 2. Mose 20,3 (Schlachter 2000).

Na, dann wollen wir mal sehen, wie es dir damit ergangen ist.«

Und Jesus prüfte ihn. Wenn irgendetwas im Leben dieses reichen jungen Mannes vor Gott kam, dann war es sein Geld. Und genau an dieser Stelle forderte Jesus ihn heraus – dort, wo es um seinen Gehorsam zum ersten Gebot ging: »Geh hin, verkaufe, was du hast ...« (Mk 10,21).

Was tat der Mann? Wie ging er mit seinem »einzigem Fehler« um? Er ging traurig weg, denn er hatte viele Güter. Der Mann wurde anhand der Zehn Gebote geprüft. Und schon bei der ersten Frage bestand er den Test nicht.

Bei diesem Bericht geht es nicht darum, per Gesetz festzulegen, dass sich ein Christ von seinem gesamten Privatbesitz trennen soll. Vielmehr sollen wir verstehen lernen, was Gehorsam ist und was Gutsein eigentlich bedeutet. Jesus forderte den Mann auf, Farbe zu bekennen, und das war für diesen zu viel.

Als der Herr Jesus Jahrhunderte später einem anderen jungen Mann begegnete, brauchte er keine sorgfältig ausgearbeitete Lektion, um dem Mann seine Sünde verständlich zu machen. Er sagte nicht zu Luther: »Noch eins fehlt dir.« Luther wusste bereits, dass ihm vieles fehlte. Er hatte Rechtswissenschaften studiert und sich mit dem alttestamentlichen Gesetz beschäftigt. Er wusste um die Forderungen eines reinen und heiligen Gottes, und das führte ihn fast zur Verzweiflung.



Der hochbegabte Luther rannte gegen ein juristisches Dilemma an – gegen ein Problem, das er nicht lösen konnte und hinsichtlich dessen es überhaupt keine Lösung zu geben schien. Die Frage, die Tag und Nacht an ihm nagte, hieß: Wie kann ein gerechter Gott einen ungerechten Menschen annehmen? Er wusste, dass seine ewige Bestimmung von der Beantwortung dieser Frage abhing. Aber die Antwort konnte er zunächst nicht finden. Weniger scharf denkende Menschen gingen scheinbar sorglos ihren Weg und genossen ihre »fröhliche Unbekümmertheit«. Sie gaben sich mit dem Gedanken zufrieden, Gott würde hinsichtlich seiner eigenen Vollkommenheit schon ein paar Abstriche machen und sie in den Himmel einlassen. Schließlich würde ja der Himmel nicht jener wunderbare Ort sein, als der er stets dargestellt wird, wenn sie davon ausgeschlossen wären. Gott müsse seinen Maßstab doch etwas herabsetzen. Menschen seien nun einmal so, wie sie sind, und Gott sei ja so groß, dass er einige moralische Fehlritte schon nicht so ernst nehmen würde.

Zwei Dinge trennten Luther von dem Rest der Menschen. Erstens wusste er, wer Gott ist. Zweitens verstand er die Forderungen des Gesetzes, das dieser Gott den Menschen gegeben hatte. Luther kannte das Gesetz genau. Wenn er nicht auch zum Verständnis des Evangeliums gelangt wäre, dann wäre er in schwerer innerer Pein gestorben.

Dann geschah es: Luthers grundsätzliches Glaubenserlebnis brachte die Wende. Es gab keinen Blitz und keinen Donner, keine übernatürlichen Erscheinungen. Es geschah vielmehr in der Ruhe und Abgeschlossenheit seines Studierzimmers. Luthers sogenanntes »Turmerlebnis« hatte tief greifende Folgen – nicht nur für ihn persönlich, sondern auch für den weiteren Verlauf der Kirchengeschichte. Es war ein Erlebnis, das ein neues Verständnis des Wesens Gottes einschloss, ein neues Verständnis der göttlichen Gerechtigkeit. Es war das Verstehen hinsichtlich dessen, wie Gott barmherzig sein kann, ohne seine Gerechtigkeit aufzugeben. Es war ein neues Verständnis im Blick darauf, wie der heilige Gott seine heilige Liebe zum Ausdruck bringen kann:

Von einem wunderbaren Eifer war ich gewiss ergriffen gewesen, Paulus im Brief an die Römer kennenzulernen; aber es hatte bis dahin im Wege gestanden nicht die Kälte meines Herzens, sondern das einzige Wort im 1. Kapitel [Röm 1,17]: »Die Gerechtigkeit Gottes wird in jenem [dem Evangelium] geoffenbart.« Denn ich hasste dieses Wort »Gerechtigkeit Gottes«, welches ich nach der üblichen Gewohnheit aller Doktoren gelehrt worden war, philosophisch von der sogenannten formalen oder aktiven Gerechtigkeit zu verstehen, durch die Gott gerecht ist und Sünder wie Ungerechte straft. Ich aber fühlte mich, obwohl ich als Mönch

untadelig lebte, vor Gott als Sünder und unruhig in meinem Gewissen und konnte nicht hoffen, dass ich durch meine Genugtuung versöhnt sei. Ich liebte den gerechten Gott, der die Sünder straft, nicht, sondern hasste ihn. Ich war unmutig gegen Gott, wenn nicht mit heimlicher Lästerung, so doch mit gewaltigem Murren, indem ich sprach: als ob es nicht genug ist, dass die elenden, durch die Ursünde ewig verdammten Sünder von vielfältigem Unheil bedrückt sind durch das Gesetz des Dekalogs! Muss Gott durch das Evangelium Leid auf Leid fügen und uns auch durch das Evangelium seine Gerechtigkeit und seinen Zorn androhen? So raste ich in meinem verwirrten Gewissen, pochte aber trotzdem ungestüm an dieser Stelle bei Paulus an, indem ich vor Durst brannte zu wissen, was der hl. Paulus wollte.

Da erbarmte sich Gott meiner. Unablässig sann ich Tag und Nacht, bis ich auf den Zusammenhang der Worte achtete, nämlich: »Die Gerechtigkeit wird in jenem [dem Evangelium] geoffenbart, wie geschrieben steht: Der Gerechte lebt aus dem Glauben.« Da begann ich, die Gerechtigkeit als diejenige zu verstehen, durch welche der Gerechte als durch Gottes Geschenk lebt ..., nämlich aus dem Glauben, und [erkannte], dass dies die Meinung sei, dass durch das Evangelium die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart wird, nämlich die passive, durch welche uns der barmherzige Gott

durch den Glauben rechtfertigt, wie geschrieben steht: »Der Gerechte lebt aus dem Glauben.« Hier meinte ich geradezu, ich sei wiedergeboren, die Türen hätten sich geöffnet und ich sei in das Paradies selbst eingetreten. Gleich darauf zeigte mir die ganze Schrift ein anderes Gesicht. [...] So, wie ich vorher das Wort »Gerechtigkeit Gottes« gehasst hatte, mit solcher Liebe pries ich jetzt den mir süßesten Begriff, so wurde mir diese Paulus-Stelle zur Pforte des Paradieses. [...]»<sup>23</sup>

Wenn du einen rechten Glauben hast, dass Christus dein Heiland sei, so siehst du gleich, dass du einen gnädigen Gott habest. Denn der Glaube leitet dich hinauf und tut dir Gottes Herz und Willen auf, wo du dann lauter überschwängliche Gnade und Liebe siehst. Das heißt recht Gott schauen ... mit dem Glauben, der sein väterliches, freundliches Herz sieht, worin kein Zorn und keine Ungnade ist. Denn wer ihn für zornig ansieht, der sieht ihn nicht recht, sondern hat einen Vorhang und eine Decke, ja eine finstere Wolke vor sein Angesicht gezogen.<sup>24</sup>

---

23 Bainton, a. a. O., S. 50. (A. d. H.: Dort ist das Zitat möglicherweise gekürzt wiedergegeben. Außerdem bezieht sich diese Quellenangabe offenbar auf das gesamte Luther-Zitat.) Vgl. WA 54, 185, 14–186, 16.

URL: <http://www.rpi-baden.de/html/media/dl.html?i=24877> (abgerufen am 18. 10. 2017).

24 URL: <https://books.google.de/books?id=1rErAAAAAYAAJ&pg=PA196&lpq=PA196&dq> (abgerufen am 18. 10. 2017).

Wie Jesaja vor ihm spürte Luther die brennende Kohle auf seinen Lippen. Er wusste, was es heißt, verloren zu sein. Er war geradezu erschlagen von dem, was er im Spiegel des heiligen Gottes erfuhr. Später bekannte Luther, dass Gott ihn erst über den Abgrund der Hölle jagen musste, ehe er einen Vorgeschmack des Himmels habe erlangen können. Doch Gott ließ seinen Knecht nicht in den Abgrund fallen. Er rettete sein Leben vor dem Abgrund. Er erbrachte den Beweis dafür, dass er sowohl ein gerechter Gott als auch ein rechtfertigender Gott ist. Als Luther zum ersten Mal das Evangelium erfasste, sprangen die Türen zum Paradies weit auf, und er ging hinein.

»Der Gerechte wird aus Glauben leben.« Das war der Schlachtruf der Reformation im 16. Jahrhundert. Der Gedanke, dass die Gerechtigkeit allein durch den Glauben kommt, allein durch das Verdienst Christi, war Luther nun so zentral, dass er ihn als den »Glaubensartikel« bezeichnete, »mit dem die Kirche steht oder fällt«<sup>25</sup>. Und Luther wusste, dass es der Glaubensartikel ist, mit dem er selbst stand oder fiel.

Von dem Moment an, als Luther verstanden hatte, was Paulus im Römerbrief lehrte, war er ein anderer Mensch. Die Last seiner Schuld war weggenommen. Die entsetzlichen Qualen hatten ein Ende. Das bedeutete diesem Mann so viel, dass er imstande war, gegen Papst, Kon-

---

<sup>25</sup> Vgl. WA 40 III, 352, 3.

zilien, Fürsten und Kaiser und, falls nötig, gegen die ganze Welt zu stehen. Er war durch die Tore des Paradieses gegangen, und er würde sich von keinem Menschen wieder herauszerren lassen.

Sind Luthers Äußerungen wirklich »unsinnig«? Nein, niemals! Auch wenn er manches überspitzt oder ziemlich drastisch formulierte, hat er die entscheidenden Wahrheiten des Glaubens neu entdeckt. Mögen wir daher alle die Gerechtigkeit schmecken, die allein aus dem Glauben kommt!

## Heilige Gerechtigkeit



Im gewöhnlichen Leben nennt man Gerechtigkeit die Tugend, die einem jeden gibt, was sein ist; in der Schrift ist der Glaube an Jesus Christus die Gerechtigkeit.<sup>26</sup>

MARTIN LUTHER



Martin Luther verstand, dass es für ungerechte Menschen unmöglich ist, in der Gegenwart eines heiligen und gerechten Gottes zu leben. So wie Luther ein Mönch unter Mönchen war, war Paulus ein Pharisäer unter Pharisäern. Beide waren kluge und hochgebildete Männer. Von Paulus wird gesagt, dass er zur Zeit seiner Bekehrung der gelehrteste Mann in Israel war. Man würde ihn heute wohl als Theologieprofessor bezeichnen. Auch er hatte mit dem Gesetz und der Frage nach der Gerechtigkeit Got-

---

<sup>26</sup> Vgl. WA 2, 503, 34-37.

tes schwer zu kämpfen. Luther, der Mönch, und Paulus, der Pharisäer, wurden beide von dem Problem der heiligen Gerechtigkeit geradezu verzehrt. Sie waren im alttestamentlichen Gesetz unterrichtet, ehe sie leidenschaftlich für das Evangelium eintraten.

Wer immer das Alte Testament liest, muss sich mit dem Thema der Gerichte Gottes auseinandersetzen, die uns dort geschildert werden. Zahlreiche Menschen hören an diesem Punkt auf, die Bibel zu lesen. Sie stolpern über die vielen Berichte, in denen Gewalt vorkommt und die wir zu den »Problemstellen« der Bibel zählen. Für manche Menschen sind diese Stellen Grund genug, das Christsein kurzerhand abzulehnen. Infolge dieser »Problemstellen« verachten sie Gott und machen ihm Vorhaltungen. Andere versuchen, die Schärfe dieser Berichte abzuschwächen, indem sie das Alte Testament gleichnishaft deuten oder zunächst den gesamten Text nach gewissen Grundsätzen »zergliedern« und dann wieder bestimmten »Überlieferungssträngen« zuordnen. Dabei stufen sie die Geschichten, in denen häufig von Gewalt die Rede ist, auf der Ebene primitiver Mythen ein. Manche gehen sogar so weit, dass sie sagen, der alttestamentliche Gott sei ein anderer als der Gott im Neuen Testament, sozusagen ein Schatten des wirklichen Gottes, eine Art rachsüchtige Gottheit, deren verzehrender Zorn unter der Würde des liebenden Gottes im Neuen Testament stehe.<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> A. d. H.: Die Abwegigkeit dieser Argumentation zeigt sich auch darin, dass sie die Tatsache des *allumfassenden* Endgerichts ausblendet, auf das im Neuen Testament vor allem die Offenbarung Bezug nimmt.



In diesem Kapitel werden wir mit dem unmittelbaren richterlichen Eingreifen Gottes im Alten Testament konfrontiert. Dabei werden wir uns diejenigen Stellen ansehen, die zu den schwierigsten zählen und für viele am anstößigsten sind. Wir werden über das schnelle und plötzliche Gericht nachdenken, das über Nadab und Abihu, die Söhne Aarons, hereinbrach. Wir werden uns ansehen, dass Gott Ussa tötete, weil dieser die Bundeslade angerührt hatte. Wir werden uns mit der ziemlich langen Liste von Verfehlungen und Verbrechen beschäftigen, für die Gott die Todesstrafe festgelegt hatte. Wir werden das mit dem Schwert vollstreckte Gericht betrachten, das bei der Eroberung Kanaans auch Frauen und Kinder traf und das auf Gottes Gebot hin vollzogen wurde. Zunächst kommen wir zu jenem Geschehen, das zu Beginn von 3. Mose 10 beschrieben wird:

Und die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, nahmen jeder seine Räucherpfanne und taten Feuer hinein und legten Räucherwerk darauf und brachten fremdes Feuer vor dem HERRN dar, das er ihnen nicht geboten hatte. Da ging Feuer von dem HERRN aus und verzehrte sie, und sie starben vor dem HERRN (3Mo 10,1-2).

Nadab und Abihu waren Priester und Söhne Aarons, des Hohenpriesters. Gott selbst hatte Aaron als den ersten Hohenpriester auserwählt. Zusammen mit Mose

hatte Aaron das Volk Israel durch die Wüste bis zum Sinai geführt. Wenn sich jemand in Israel in gottesdienstlicher Hinsicht in einer bevorrechteten Stellung befand, dann waren es Mose und Aaron. Es könnte vielleicht jemand denken, Gott würde es im Blick auf die Söhne Aarons nicht so genau nehmen. Aber das war nicht der Fall. Wegen einer Übertretung vor dem Altar richtete Gott sie auf der Stelle, sodass sie starben. Es war nicht so, dass sie den Altar durch den Verkehr mit Prostituierten oder durch Menschenopfer entweiht hätten, wie dies im Moloch-Kult üblich war. Nadab und Abihu hatten »nur« »fremdes Feuer« dargebracht. Das war ihre Verfehlung. War das eine strafbare Handlung? Und dafür die Todesstrafe? Und das ohne einen Prozess? Sofortige Hinrichtung?

Alle Theorien, die dieses Geschehen innerweltlich deuten und natürliche Erklärungen dafür vorbringen, müssen abgelehnt werden. Die biblische Sicht bezeichnet es als ein übernatürliches Gerichtsurteil Gottes. Der Tod kann durch natürliche Mittel verursacht worden sein. Aber es ist klar, dass er kein Unfall war, sondern auf den Zorn und das Gericht Gottes zurückgeführt werden muss.

Und Mose sprach zu Aaron: Dies ist es, was der HERR geredet hat, indem er sprach: In denen, die mir nahen, will ich geheiligt, und vor dem ganzen Volk will ich verherrlicht werden. Und Aaron schwieg (3Mo 10,3).

Aaron muss sich gefragt haben: Warum dieses entsetzliche Strafgericht? Mose gab ihm die Antwort des Herrn. Er erinnerte ihn an die Weihe der Priester, die zuvor stattgefunden hatte. Sie waren für eine heilige Aufgabe von dem übrigen Volk abgesondert und mit den genau festgelegten Anforderungen für ihren Dienst mit allem Ernst bekannt gemacht worden. Sie hatten das Vorrecht, vor einem heiligen Gott zu dienen. Jeder Gegenstand im Zelt der Zusammenkunft hatte seine festgelegte Bestimmung, und Gott hatte genaue Anweisungen über Material und Größe der einzelnen Gegenstände gegeben. Hinsichtlich dessen, was Gott gesagt hatte, gab es keine Unklarheiten. In Bezug auf den Räucheraltar waren Aaron und seine Söhne über den ordnungsgemäßen Ablauf der Dienste und Darbringungen in allen Einzelheiten unterrichtet worden. Gott hatte gesagt: »Ihr sollt weder fremdes Räucherwerk auf ihm opfern noch Brandopfer, noch Speisopfer; und kein Trankopfer sollt ihr auf ihn gießen. Und Aaron soll einmal im Jahr für dessen Hörner Sühnung tun mit dem Blut des Sündopfers der Versöhnung; einmal im Jahr soll er Sühnung für ihn tun bei euren Geschlechtern: Hochheilig ist er dem HERRN« (2Mo 30,9-10).

Die Anweisungen waren eindeutig gewesen. Der Räucheraltar war von Gott als hochheilig bezeichnet worden. Als Nadab und Abihu fremdes oder unerlaubtes Feuer darauf darbrachten, handelten sie in klarer Auflehnung gegen Gott. Das war ein Akt offenkundiger Rebellion,

eine unentschuld bare Verunreinigung des Heiligtums. Sie machten sich der Sünde des Hochmuts schuldig und begingen Treubruch gegenüber Gott. Damit entweihten sie eine hochheilige Stätte.

Gottes Gericht kam schnell. Was er Mose gegenüber als Erklärung sagte, war deutlich. »In denen, die mir nahen, will ich geheiligt, und vor dem ganzen Volk will ich verherrlicht werden.« Dies waren keine Worte, die sich prophetisch auf Zukünftiges bezogen oder Kommendes voraussagten. Als Gott gesagt hatte: »Ich will ...« (Schlachter 2000), bezog sich dies vielmehr auf die Gegenwart; es sollte nach seinem Willen ein göttliches Gebot sein – ein Gebot, das kein Mensch aufheben durfte.

Den Abschluss dieses Vorfalles lesen wir am Ende von Vers 3: »Und Aaron schwieg.«

Was sonst hätte er tun können? Das Ganze war vorbei. Dass Gott gehandelt und sein Urteil gesprochen hatte, war offensichtlich. Den Söhnen Aarons war ausdrücklich verboten worden, ein solches Feuer darzubringen. Sie waren ungehorsam gewesen, und Gott hatte sein gerechtes Gericht an ihnen vollzogen. Daher war Aaron still. Er sagte kein Wort. Er konnte keine Entschuldigung finden und keinen Protest vorbringen. Sein Mund war geschlossen.

Hier haben wir ein Beispiel von Gottes strafender Gerechtigkeit – der Gerechtigkeit, mit der er die Schuldigen bestraft. Ist diese Strafe unangemessen und ungewöhnlich? Geht sie in Wirklichkeit über die Grenze

der Gerechtigkeit hinaus, indem sie zur Ungerechtigkeit wird?

Mit unserer Vorstellung von Gerechtigkeit ist der Gedanke verbunden, dass die Bestrafung der Übertretung entsprechen muss. Und wenn die Strafe größer ist als das Vergehen, dann handelt es sich um Ungerechtigkeit. Die Schrift verdeutlicht, dass Nadab und Abihu nicht aus Unkenntnis handelten und deswegen keine Entschuldigung für ihre Sünde vorbringen konnten. Gott hatte ihnen seine Anweisungen klar und deutlich gegeben. Sie wussten, dass es ihnen nicht erlaubt war, fremdes Feuer auf dem Altar darzubringen. Dass sie gesündigt hatten, können wir leicht einsehen. Aber sie hätten nie im Leben auch nur daran gedacht, dass ihre Sünde so ernst sein und Gottes sofortiges Gericht nach sich ziehen würde, sodass sie starben.

Wie bringen wir dieses Geschehen in Einklang mit dem, was im ersten Buch Mose über die Gerechtigkeit Gottes zu lesen ist? Dort heißt es: »Sollte der Richter der ganzen Erde nicht gerecht richten?« (1Mo 18,25; Schlachter 2000). Es war im Denken des Volkes Israel verankert, dass Gottes Gerichte immer gerecht sind. Wenn er Gerechtigkeit übt, geschieht das nie mit Ansehen der Person oder aus einer Laune heraus. Auch ist er kein Tyrann, der sich nicht um Gerechtigkeit schert. Gott kann nicht ungerecht sein, denn seine Gerechtigkeit ist heilig.

Wenn wir mit dem Geschehen in Bezug auf Nadab und Abihu Probleme haben, dann werden wir bei der Geschichte Ussas vor noch größeren Schwierigkeiten stehen. Als David König von Israel geworden war, ergriff er sofort Maßnahmen, um seine Herrschaft zu festigen. So beriet er sich mit den führenden Leuten und seinen Heerobersten und beschloss, die Bundeslade, den zentralen Gegenstand im Heiligtum Israels, aus der »Verbannung« zu holen und an den ihr gebührenden Platz in Jerusalem zu bringen. Die Bundeslade war von den Philistern geraubt worden, und man sagte damals, dass an diesem verhängnisvollen Tag die Herrlichkeit von Israel gewichen sei. Nachdem sie die Bundeslade Israels gestohlen hatten, nahmen die Philister sie mit und stellten sie in den Tempel ihres Götzen Dagon. Sie erkannten aber bald, mit welchen Gerichten ihr Aufenthalt in ihren Städten verbunden war, und schickten die Lade mit Geschenken nach Israel zurück. In Kirjat-Jearim wurde die Bundeslade dann für viele Jahre abgestellt, bevor sie zu gegebener Zeit unter großer Anteilnahme des Volkes wieder an den ihr zustehenden Platz inmitten der Israeliten gebracht wurde. Diese Stunde war nun gekommen, und David wollte die Herrlichkeit Israels zurückholen. Er sagte: »Lasst uns die Lade unseres Gottes wieder zu uns holen; denn zu den Zeiten Sauls fragten wir nicht nach ihr!« Da sagte die ganze Gemeinde, dass man so handeln solle; denn diese Sache war recht in den Augen des ganzen Volkes« (1Chr 13,3-4; Schlachter 2000).

Um die Bundeslade versammelte sich die ganze Nation. Sie war das Sinnbild des Thrones Gottes und symbolisierte die heilige Wohnung des Allerhöchsten. Gott selbst hatte durch Mose die genauen Anweisungen für ihre Anfertigung gegeben. Die Lade war aus Akazienholz gemacht und innen und außen mit Gold überzogen. Vier goldene Ringe befanden sich an der Außenseite, durch die man Tragestangen steckte, die ebenso aus Akazienholz gefertigt und mit Gold überzogen waren.

Der Deckel der Lade wurde »Sühnedeckel« genannt. Er war ebenfalls aus reinem Gold angefertigt. Zwei Cherubim aus getriebenem Gold waren jeweils an den beiden Enden des Deckels. Ihre Angesichter waren einander zugewandt, wobei sie ihre Flügel ausbreiteten und den Deckel beschirmten. Diese heilige Lade wollte David nun nach Jerusalem holen.

Und sie fuhren die Lade Gottes auf einem neuen Wagen aus dem Haus Abinadabs weg; und Ussa und Achjo führten den Wagen. Und David und ganz Israel spielten vor Gott mit aller Kraft: mit Gesängen und mit Lauten und mit Harfen und mit Tamburinen und mit Zimbeln und mit Trompeten.

Und als sie zur Tenne Kidon kamen, da streckte Ussa seine Hand aus, um die Lade anzufassen; denn die Rinder hatten sich losgerissen. Da entbrannte der Zorn des HERRN gegen Ussa, und er schlug ihn, weil

er seine Hand nach der Lade ausgestreckt hatte; und er starb dort vor Gott.

Und David entbrannte, weil der HERR einen Bruch an Ussa gemacht hatte; und er nannte jenen Ort Perez-Ussa [d. h. Bruch Ussas] bis auf diesen Tag (1Chr 13,7-11).

Wenn schon David, ein Mann nach dem Herzen Gottes, durch den Ausbruch des göttlichen Zorns in Schrecken versetzt wurde, wie viel mehr mag das Geschehen manchen unter den heutigen Lesern verunsichern! Immerhin war David nicht nur ein brillanter König, ein hervorragender Musiker und Sänger und ein seinesgleichen suchender Kriegsheld, sondern auch ein Mann, der in göttlichen Dingen bestens unterwiesen war.

Noch stärker als im Falle von Nadab und Abihu haben manche Leser mit dem an Ussa vollstreckten Gericht Probleme. Sie haben vom Gott der Liebe und Barmherzigkeit gehört. Und der Bibel zufolge ist Gott ein langmütiger Gott, der langsam zum Zorn ist. Im konkreten Fall hat es wahrlich nicht lange gedauert, bis Gottes Zorn Ussa ereilte. Ussa rührte die Lade an – und sogleich traf ihn Gottes Zorn.

Auch in diesem Fall hat man Versuche unternommen, die Härte des Geschehens zu mildern, indem man nach natürlichen Erklärungen für Ussas Tod suchte. Ihnen zufolge habe Ussa so großen Respekt vor der heiligen Lade



gehabt, dass er von Furcht erfüllt worden sei und einen Herzschlag erlitten habe. Er sei zu Tode erschrocken gewesen. Doch diese oder ähnliche Erklärungsversuche müssen entschieden zurückgewiesen werden.

Dennoch nehmen viele Menschen unserer Tage solche Erklärungen gern an – nicht nur deswegen, weil sie im Falle aller übernatürlichen Geschehnisse so empfindlich reagieren, sondern auch, weil dieses Ereignis nach ihrer Auffassung ihren Gerechtigkeitssinn verletzt. Sehen wir uns noch einmal an, was geschehen ist. Die Lade befand sich auf einem Ochsenkarren, der nach Jerusalem unterwegs war. Dies war ein freudiger Festtag für das ganze Volk. Überall waren Menschen zu sehen. Im Festzug erklangen Lauten, Harfen, Tamburine, Zimbeln und Trompeten. Die Menschen säumten die Straßen, jubelten und jauchzten.

Plötzlich rissen sich die Rinder los. Es bestand die Gefahr, dass der Wagen umstürzte und die kostbare Lade in den Schmutz der Straße fiel. Für Ussa war es undenkbar, dass dies mit der heiligen Lade geschah und sie somit entweiht wurde. So dachte er zumindest.

Doch worin genau bestand Ussas Sünde? Um diese Frage zu beantworten und um zum Kern der Sache zu kommen, müssen wir in die israelitische Geschichte schauen und sehen, wie Gott den Dienst der Priester eingesetzt und welche speziellen Gebote er ihnen dafür gegeben hatte. Um Priester in Israel zu sein, musste man

aus dem Stamm Levi kommen. Alle Priester waren Leviten, aber nicht alle Leviten waren Priester. Zu den Sippen aus dem Stamm Levi gehörten die Kehatiter, also die Nachkommen von Kehat. Diese hatte Gott für eine ganz bestimmte Aufgabe ausgesondert, nämlich für den Dienst an den heiligen Geräten des Zelt der Zusammenkunft. »Dies ist der Dienst der Söhne Kehats am Zelt der Zusammenkunft: das Hochheilige« (4Mo 4,4).

Wir sollten uns daran erinnern, dass das Zelt der Zusammenkunft ein transportables Heiligtum war. Wenn die Stämme des Volkes Israel aufbrachen, um weiterzuziehen, nahmen sie natürlich dieses Heiligtum mit. Für den Transport mussten die heiligen Geräte bedeckt und den Blicken der Menschen entzogen werden. Wir lesen in 4. Mose 4,15: »Und wenn Aaron und seine Söhne beim Aufbruch des Lagers das Bedecken des Heiligtums und aller Geräte des Heiligtums beendet haben, so sollen danach die Söhne Kehats kommen, um es zu tragen, *damit sie das Heilige nicht anrühren und sterben*. Das ist es, was die Söhne Kehats vom Zelt der Zusammenkunft zu tragen haben.«

Um dieses Gebot zu bekräftigen, fügte Gott ihm weitere Verordnungen und Bestimmungen hinzu:

Und der HERR redete zu Mose und zu Aaron und sprach: Ihr sollt den Stamm der Familien der Kehatiter nicht ausgerottet werden lassen aus der Mitte der Leviten; sondern dies sollt ihr ihnen tun, damit sie

leben und nicht sterben, wenn sie dem Allerheiligsten nahen: Aaron und seine Söhne sollen hineingehen und jeden Einzelnen von ihnen an seinen Dienst und an seine Traglast stellen; aber sie sollen nicht hineingehen, dass sie auch nur einen Augenblick das Heilige sehen und sterben (4Mo 4,17-20).

Ussa war höchstwahrscheinlich ein Kehatiter. Er wusste genau, was seine Aufgabe war. Er war sorgfältig in den Vorschriften für den Levitendienst unterwiesen worden. Er hatte verstanden, dass den Worten Gottes zufolge auf das Berühren der Bundeslade die Todesstrafe stand. Unter gar keinen Umständen war es einem Kehatiter erlaubt, die Bundeslade zu berühren. Kein Unfall, wie auch immer geartet, konnte die Unumstößlichkeit dieses Gebots aufheben. Schon aufgrund der göttlichen Anweisung wurde deutlich, dass die Lade selbst nicht angerührt werden durfte: Sie wurde zusammen mit den goldenen Ringen und Tragestangen angefertigt, und die Leviten, die mit dem Transport der Lade beauftragt waren, durften nur die Stangen berühren und diese in die dafür vorgesehenen Ringe stecken, um auf diese Weise die Lade zu tragen. Demnach war es die Aufgabe der Kehatiter, die heilige Lade mithilfe der Tragestangen zu transportieren. Es gab keine Vorschrift, der zufolge der Transport auch mit einem Karren geschehen konnte, um das Ganze vielleicht schneller oder einfacher zu gestalten.

Wir müssen uns wirklich fragen, was die Lade auf dem Ochsenkarren überhaupt zu suchen hatte. Gott nahm es so genau in Bezug auf die heiligen Geräte, dass die Kehatiter die Lade nicht einmal ansehen, geschweige denn berühren durften.

Das alles wusste Ussa genau. Trotzdem streckte er seine Hand aus, um die heilige Lade davor zu bewahren, dass sie in den Schmutz fiel. Eine heldenhafte Tat? Nein! Seine Tat entsprang dem Hochmut und war eine Sünde, die er aus Vermessenheit beging. Sand oder Schlamm konnten die Lade nicht entweihen, wohl aber die Berührung durch einen Menschen. Die Erde ist ein Teil der Schöpfung Gottes, die den Auftrag des Schöpfers erfüllt; sie bringt zu ihrer Zeit die Frucht hervor. Sie gehorcht den Gesetzen der Natur, die Gott gegeben hat.

Gott wollte nicht, dass seine heilige Lade berührt wurde – von wem es auch sein mochte. Die Menschen waren durch das Böse verunreinigt, begehrten gegen ihn auf und hatten durch ihre gottfeindliche Rebellion der gesamten Schöpfung großen Schaden zugefügt. Infolgedessen seufzt die Schöpfung – der Erdboden, der Lufthimmel und die Meere – in Geburtswehen, während sie auf den Tag der Erlösung wartet. Der Mensch war unrein geworden, sodass ihm die Berührung der heiligen Lade verboten wurde.

Ussa war kein unschuldiger Mensch. Er wurde nicht ohne vorherige Warnung und keineswegs grundlos bestraft.

Das göttliche Gericht entsprang nicht einer Laune. Da gab es keine Willkür und kein Verhalten eines Gottes, der es sich gerade einmal anders überlegt hatte. Aber es gibt etwas, was ein derartiges Beispiel von anderen Geschehnissen unterscheidet. Die Plötzlichkeit des richtenden Eingreifens Gottes und die Endgültigkeit der Strafe sind es, die manche schockieren und für sie anstößig sind.

Warum eine solche Reaktion auf die Ereignisse, die Nadab und Abihu sowie Ussa betreffen? Wir können das Handeln Gottes nicht in unser Empfinden einordnen, weil wir vier biblische Grundbegriffe nicht verstehen, die von entscheidender Bedeutung sind, nämlich *Heiligkeit*, *Gerechtigkeit*, *Sünde* und *Gnade*. Wir verstehen nicht, was es bedeutet, heilig zu sein. Wir verstehen nicht, was Gerechtigkeit ist. Wir verstehen nicht, was Sünde ist. Und wir verstehen nicht, was Gnade ist.

Die Geschichte Ussas ist ein Beispiel göttlicher Gerechtigkeit. Sie ist kein Beispiel der göttlichen Barmherzigkeit. Aber wir können die Barmherzigkeit Gottes nicht ansatzweise verstehen, wenn wir nicht zuvor einige Aspekte von seiner Gerechtigkeit erfasst haben.

Wenn die Bibel von dem gerechten Handeln Gottes redet, so entspringt das seinem ureigensten Wesen, denn er ist der Gott der Gerechtigkeit. Sein gerechtes Handeln als Richter steht *in Einklang mit seiner praktischen Gerechtigkeit*. Es gibt kein gerechtes Handeln in Verbindung

mit Ungerechtigkeit; und es gibt keine Gerechtigkeit, der unlautere Motive zugrunde liegen. Das gerechte Handeln Gottes ist immer Ausdruck seiner heiligen Wesensart.

Das Wort *Gerechtigkeit* in der Bibel bezieht sich auf ein Handeln in Einklang mit bestimmten Grundsätzen oder Maßstäben. Gott hält sich an diese Grundsätze. Der letztendliche Maßstab für Gerechtigkeit ist Gottes eigene, heilige Wesensart. Gottes ewige Gerechtigkeit wurzelt in seiner absoluten Reinheit. Seine Reinheit und seine Heiligkeit verändern sich nicht im Geringsten. Bei ihm gibt es keinen »Schatten eines Wechsels« (vgl. Jak 1,17). Ihm, dem heiligen Gott, widerstrebt es von seinem Wesen her, irgendetwas Unheiliges oder Ungerechtes zu tun.

Gott ist absolut beständig und unwandelbar. Er ist immer derselbe. Er geht keine krummen Wege, wie wir Menschen es oft tun. Von aller Ewigkeit her hat Gott nie entgegen seiner Unwandelbarkeit gehandelt. Er tötete Nadab und Abihu. Er tötete Ussa. Er tötete Ananias und Sapphira, von denen im Neuen Testament berichtet wird. Wir können darin immer Gottes gerechtes Gericht erkennen.

Die Bibel lehrt eindeutig, dass Gott der höchste Richter des Universums ist. Um als höchster Richter im Himmel und auf Erden zu fungieren, sollte er gerecht sein. Wenn der höchste Richter ungerecht wäre, hätten wir keine Hoffnung, dass Gerechtigkeit jemals herrschen würde. Wir wissen, dass die menschlichen Richter korrupt sein kön-

nen. Sie lassen sich mitunter bestechen, sind gelegentlich parteilich und handeln manchmal in Unkenntnis der Tatsachen. Sie machen Fehler.

So ist es nicht bei Gott. Bei ihm gibt es keine Korruption. Niemand kann ihn bestechen. Es gibt keinerlei Parteilichkeit oder Voreingenommenheit in Bezug auf Gott, er sieht nicht die Person an (Apg 10,34). Er handelt nie in Unkenntnis der Sachlage. Er macht keine Fehler. Menschen können angeklagt werden. Aber nur ein Narr wird Gott anklagen.

Der Patriarch Abraham rang mit der Frage der Gerechtigkeit Gottes. Gott hatte ihm eröffnet, dass er Sodom und Gomorra zerstören würde. Er beabsichtigte, diese Städte aufgrund der Bosheit ihrer Bewohner völlig auszulöschen – Männer, Frauen und Kinder würden dabei umkommen. Abraham war bestürzt über dieses Vorhaben Gottes. Ihn beschäftigte zutiefst die Frage, dass die Rechtsschaffenen womöglich zusammen mit den Schuldigen ausgeilgt werden sollten. Mit dieser Frage trat Abraham vor Gott:

Und Abraham trat hinzu und sprach: Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen weggraffen? Vielleicht sind 50 Gerechte innerhalb der Stadt; willst du sie denn weggraffen und dem Ort nicht vergeben um der 50 Gerechten willen, die darin sind? Fern sei es von dir, so etwas zu tun, den Gerechten mit dem Gottlosen

zu töten, sodass der Gerechte sei wie der Gottlose; fern sei es von dir! Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Recht üben? (1Mo 18,23-25).

Abraham setzte voraus, dass es für Gott unmöglich ist, den Gerechten zusammen mit dem Ungerechten zu töten. »Fern sei es von dir!« Für Gott kam eine solche Tat nicht einmal im Entferntesten infrage. Hätte Gott so etwas getan, hätte er aufgehört, heilig zu sein; er hätte aufgehört, Gott zu sein.

Gott war in seiner Herablassung bereit, auf Abrahams Fürsprache einzugehen. Er versicherte ihm, dass er diese Städte verschonen würde, wenn nur 45 Gerechte darin zu finden wären. Dann sagte er, dass er die Städte nicht vernichten würde, selbst wenn er nur 40, 30 oder 20 Gerechte darin fände. Und auch wenn es nur zehn wären, würde er die Städte nicht zerstören. Aber was geschah mit Sodom und Gomorra? Dazu lesen wir: »Und Abraham machte sich frühmorgens auf an den Ort, wo er vor dem HERRN gestanden hatte; und er blickte hin nach Sodom und Gomorra und zum ganzen Land der Ebene; und er sah: Und siehe, ein Rauch stieg auf von der Erde, wie der Rauch eines Schmelzofens« (1Mo 19,27-28; vgl. auch V. 24-25).

Der Richter des Himmels und der Erde handelte recht. Der gerechte Lot wurde aus Sodom gerettet (2Petr 2,7). Kein Rechtschaffener wurde bestraft. Gottes Gericht ist immer gerecht. Sein Gericht und seine Gerechtigkeit sind



nicht voneinander zu trennen. Er verdammt nie den, der sich vor ihm gebeugt hat, aber er spricht auch nie den Schuldigen frei, der in seiner Sünde verharrt. Er bestraft nie mit unangemessener Härte. Er unterlässt es nie, gerechte Taten zu belohnen. Seine Gerechtigkeit ist eine vollkommene Gerechtigkeit.

Manchmal hat es für den Augenblick den Anschein, dass Gott nicht nach seiner Gerechtigkeit handelt, weil seine Barmherzigkeit stärker in den Vordergrund tritt. Barmherzigkeit entspricht nicht der Gerechtigkeit, ist aber auch keine Ungerechtigkeit. Ungerechtigkeit lässt die Gerechtigkeit außer Acht. Barmherzigkeit offenbart Güte und Gnade, steht aber nicht im Gegensatz zur Gerechtigkeit. Es scheint so, als ob zuweilen Gottes Barmherzigkeit *an die Stelle seiner Gerechtigkeit* tritt – aber am Ende erweist er sich immer als der gerecht handelnde Gott.

Und damit kommen wir innerhalb der »Problemstellen« zu jenen Verbrechen, auf die im Alten Bund die Todesstrafe stand. Sehen wir uns einige davon an:<sup>28</sup>

- das Schlagen und Verfluchen der Eltern (2Mo 21,15.17);
- die Entweihung von Opfern (3Mo 22,3);
- Mord (1Mo 9,6; 3Mo 24,17);

---

<sup>28</sup> A. d. H.: Bei den in Klammern eingefügten Versangaben handelt es sich um eine Auswahl der entsprechenden alttestamentlichen Stellen.

- Menschenraub (2Mo 21,16);
- Götzendienst (2Mo 22,19; 5Mo 17,2ff.);
- Opferung von Kindern (3Mo 18,21.29; 20,1f.; 5Mo 18,10.12);
- Gotteslästerung (3Mo 24,16);
- Entheiligung des Sabbats (2Mo 31,14-15; 35,2; 4Mo 15,32-36);
- Zauberei (2Mo 22,17);
- Okkultismus (3Mo 20,27);
- Ehebruch (3Mo 20,10; 5Mo 22,22);
- homosexuelle Praktiken (3Mo 18,22.29; 20,13);
- Blutschande (3Mo 18,6-18.29);
- Geschlechtsverkehr mit Tieren (2Mo 22,18; 3Mo 18,23.29; 20,15-16);
- Vergewaltigung (5Mo 22,23-24);
- das Praktizieren falscher Prophetie (5Mo 13,1-6; 18,20-22);
- die Weigerung, dem Priester bzw. Richter zu gehorchen (5Mo 17,12);
- Falschaussage vor Gericht (5Mo 19,16-19).

Das sind nur einige Vergehen, die im Alten Testament die Todesstrafe zur Folge hatten. Im Neuen Testament scheint die Sachlage eine andere zu sein.

Was wir bei dieser Betrachtungsweise allerdings außer Acht lassen, ist die Tatsache, dass schon im Alten Testament Gott den Menschen mit erstaunlicher Langmut und

Nachsicht begegnete. Bereits im Alten Testament leuchtet die erstaunliche Gnade Gottes auf.

Diese Aussage mag nach der bisherigen Betrachtung einiger Ereignisse im Alten Testament befremdlich klingen. Um sie zu verstehen, müssen wir an den Anfang der Schöpfung zurückgehen. Was war die Strafe, die Gott am Beginn der Menschheitsgeschichte für das Übertreten seines Gebots, nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen, angekündigt hatte? »An dem Tag, da du davon isst, musst du sterben« (1Mo 2,17). (In diesem Zusammenhang sollten wir auch an Heseziel 18,4 denken: »Die Seele, die sündigt, die soll sterben.«) Die Sünde verdient den Tod. Jede Sünde ist ein Kapitalverbrechen.

Gott steht nicht in unserer Schuld. Der Mensch hat aufgrund der Sünde das Leben verwirkt. Gott ist nicht verpflichtet, uns das Leben zu schenken. Wir erlangen es nur durch seine Gnade und müssen uns dessen bewusst sein, dass wir auch hinsichtlich dieses Geschenks seiner göttlichen Autorität unterworfen sind. Die Aufgabe, die dem Menschen von Anfang an zgedacht war, besteht darin, die Heiligkeit Gottes zu bezeugen und seine Ebenbildlichkeit darzustellen. Wir sind geschaffen, um seine Heiligkeit widerzuspiegeln und um seine Repräsentanten zu sein.

Gott stellte Adam und Eva auf die Probe, indem er sagte: »Wenn ihr sündigt, werdet ihr sterben.« Wer sündigt, verliert das Geschenk des Lebens. Er hat das Leben verwirkt. Nun müssen wir fragen: Wann sollte die Strafe

für die Sünde vollstreckt werden? Hatte Gott etwa gesagt: »Wenn du sündigst, wirst du irgendwann einmal sterben«? Nein! Gott hatte deutlich gesagt: »An dem Tag, da du davon isst, musst du sterben« (1Mo 2,17).

Die Strafe hieß also nicht nur »Tod«, sondern »sofortiger Tod«. Er sollte daher unmittelbar eintreten, so plötzlich wie bei Nadab und Abihu, wie bei Ussa und wie bei Ananias und Sapphira. Gott sagte im Grunde: »An dem Tag, an dem du sündigst, wirst du des Todes sterben.«

Viele Ausleger haben versucht, die Tragweite der göttlichen Warnung abzuschwächen, indem sie den angedrohten Tod in 1. Mose 2 als geistlichen Tod gedeutet haben. Das ist aber nicht das, was der Text sagt. Die Todesstrafe, vor der Gott warnte, ist im umfassenden Sinne des Wortes zu verstehen. Es liegt auf der Hand, dass Adam und Eva sofort den geistlichen Tod – die Trennung von Gott und den Zerbruch der Gemeinschaft mit ihm – erlitten. Aber Gott gewährte ihnen Gnade in Bezug auf die umfassende Vollstreckung der Strafe. Sie traf nicht sofort das volle Strafmaß, damit die Gnade Zeit hatte, ihr Werk zu tun. Dass Gott nicht sofort in seiner Gerechtigkeit handelte, bedeutete in diesem Fall keine Verleugnung der Gerechtigkeit, sondern war ein Erweis seiner Barmherzigkeit und Gnade.

Trotzdem stehen wir immer noch unter dem Urteil des Todes. Alle Menschen sterben. Wir mögen siebzig oder achtzig oder einhundert Jahre alt werden. Aber irgend-

wann werden wir sterben, denn wir stehen alle unter dem Urteil des Todes, weil wir alle gesündigt haben. Wir sitzen alle in der Todeszelle und erwarten unser irdisches Ende. Die meisten Menschen starben nicht etwa unter Adolf Hitler oder Josef Stalin. Nein, auch ohne derartige Massenmörder geht der natürliche Mensch letztendlich dem Tod entgegen, denn das Urteil des heiligen Gottes über die Sünde ist eindeutig und allumfassend.

»An dem Tag, an dem ihr sündigt, werdet ihr des Todes sterben.« War diese Ankündigung Ausdruck der Ungerechtigkeit? Denken Sie einmal darüber nach. War es eine Anmaßung von Gott, die Todesstrafe für jegliche Sünde festzusetzen? Falls Sie »Ja« sagen, mahne ich Sie zur Vorsicht. Bejahen Sie die Frage, so ist zunächst grundsätzlich festzustellen, dass diese Meinung der gefallenen, sündigen Natur entspringt, die Sie ja überhaupt erst unter das Urteil des Todes stellt. Sagen Sie »Ja«, so bringen Sie das Wesen Gottes in Misskredit. Sie tasten seine Heiligkeit an. Siemaßen sich an, den gerechten Richter der ganzen Erde angreifen zu wollen. Wenn Sie »Ja« sagen, haben Sie letztlich noch nicht verstanden, was Sünde ist. Wir können diese Frage nur in voller Überzeugung mit »Nein« beantworten.

Ist die Todesstrafe für Sünde Ausdruck der Ungerechtigkeit? Keineswegs. Erinnern wir uns daran, dass Gott den Menschen erschaffen hat. Er hat ihm als höchstes Vorrecht seine Ebenbildlichkeit zugeeignet. Er hat uns nur ein

wenig niedriger als die Engel gemacht. Aus freien Stücken gab er uns die Herrschaft über die ganze Erde. Wir sind keine Schildkröten, keine Glühwürmchen, keine Raupen, keine Kojoten. Wir sind Menschen, die nach dem Bild des heiligen und erhabenen Königs des gesamten Kosmos erschaffen sind.

Wir haben das Geschenk des Lebens nicht im Sinne Gottes, des Schöpfers, genutzt. Unser Planet ist zum Schauplatz des Treubruchs gegenüber dem Schöpfer geworden, der uns die gesamte Schöpfung anvertraut hat. Unser Vergehen ist viel ernster und viel verheerender als das, was der schlimmste Verräter je getan hat. Keiner, der irgendeinem König oder Volk gegenüber die Treue gebrochen hat, ist je der Tragweite unseres Treubruchs gegenüber Gott nahegekommen.

Sünde ist Treubruch eines Ausmaßes, das sich die meisten Menschen gar nicht vorstellen können. Und Sünde ist ein Treubruch gegenüber dem absolut reinen und höchsten Herrscher. Sie ist ein Akt äußerster Undankbarkeit gegenüber dem einen, dem wir alles schulden, dem wir selbst unser Leben verdanken. Haben Sie je über die tieferen Auswirkungen der Sünde, selbst eines kleinen Vergehens, nachgedacht? Was bedeutet unser Ungehorsam, selbst wenn es nur um kleinste Dinge geht? Wir kündigen Gott, dem absolut gerechten Gott, damit die Treue auf. Wir setzen ihm unser Nein entgegen. Jeder von uns sagt im Grunde: »Gott, dein Gesetz ist nicht gut. Wenn ich

selbst etwas beurteile, ist das besser als das, was du dazu sagst. Deine Autorität gilt nicht für mich. Ich befinde mich nicht unter deiner Verfügungsgewalt. Ich habe das Recht, das zu tun, was ich will. Du kannst mir nichts befehlen.«

Schon die kleinste Sünde ist Widerstand gegen die höchste Autorität. Sie ist Ausdruck des Aufbegehrens. Sie ist Rebellion, mit der wir uns gegen den einen auflehnen, dem wir alles, was wir sind und haben, verdanken. Sie ist eine Missachtung seiner Heiligkeit. Wenn wir, denen die Ebenbildlichkeit Gottes zugeeignet wurde, sündigen, so sind wir damit anderen Menschen gegenüber keine Zeugen für Gott, sondern vermitteln ihnen im Grunde ein absolutes Zerrbild seines Wesens.

Unsere Sünde ist Ausdruck der Tatsache, dass wir uns letztlich gegen unseren Schöpfer verschworen haben. Wir strecken unsere Hände nach der Krone aus und schmieden Pläne gegen den Thron. Wir sagen: »Wir wollen dich nicht als Herrscher über uns haben.« Der Psalmsänger drückt das folgendermaßen aus: »Warum toben die Heiden und ersinnen die Völker Nichtiges? Die Könige der Erde lehnen sich auf, und die Fürsten verabreden sich gegen den HERRN und gegen seinen Gesalbten: ›Lasst uns ihre Bande zerreißen und ihre Fesseln von uns werfen!‹« (Ps 2,1-3; Schlachter 2000).

Unsere Sünde ist nicht nur ein Treubruch gegenüber Gott, sie bringt auch Gewalt gegeneinander mit sich. Sünde tut immer dem anderen Gewalt an. Das ist keine

theoretische Aussage, der jeder Wirklichkeitsbezug fehlt. Mit meinen Sünden füge ich anderen Menschen Schmerz zu: Ich verletze sie, ich vergreife mich an ihrem Besitz, ich schädige ihren Ruf, ich raube ihnen einen Teil ihrer kostbaren Lebensqualität, ich mache ihre Träume und ihr Streben nach Glück und Zufriedenheit zunichte. Können wir uns da noch wundern, dass Gott Sünde so ernst nimmt?

Angesichts der scheinbaren Härte, mit der Gott Sünde im Alten Testament richtet, wird derjenige Aspekt des Geheimnisses der Sünde deutlich, der sich uns am wenigsten erschließt. Er besteht nicht in der Tatsache, dass der Sünder den Tod verdient, sondern darin, dass er im Allgemeinen weiterhin am Leben bleibt.

Die Frage ist nicht, warum Gott die Sünder bestraft, sondern vielmehr, wieso er die fortdauernde Rebellion der Menschen duldet. Welcher Machthaber, welcher König, welcher Herrscher würde so viel Geduld mit immerfort rebellierenden Untertanen haben? Letztendlich keiner!

Im Grunde geht es hier um die Geduld und Langmut Gottes. Gott ist in der Tat langmütig, geduldig und langsam zum Zorn. So langsam, dass es uns schockiert und aus der Fassung bringt, wenn sein Zorn wirklich zum Ausbruch kommt. Wir vergessen dann sehr schnell, dass Gottes Geduld uns zur Umkehr führen möchte. Wir vergessen die lange Zeit, die er uns gab, damit wir uns von dem verkehrten Weg abwenden und uns mit ihm versöhnen lassen. Statt seine Geduld zu nutzen und demütig zu ihm



zu kommen und um Vergebung zu bitten, benutzen wir seine Güte als Gelegenheit zu noch dreisterer Sünde. Wir machen uns selbst etwas vor, wenn wir meinen, Gott werde darüber hinwegsehen oder sei außerstande, uns zu strafen.

Es ist die größte Torheit, die wir begehen können, dass wir meinen, irgendwie würden wir schon mit unserer Rebellion durchkommen.

Weit davon entfernt, die Geschichte des Handelns eines unbarmherzigen Gottes aufzuzeichnen, zeigt das Alte Testament vielmehr einen außerordentlich langmütigen Gott. Das Alte Testament umfasst weithin die Geschichte eines Volkes, das mit größter Hartnäckigkeit immer wieder gegen Gott rebellierte. Die Angehörigen dieses Volkes wurden in einem fremden Land unterjocht und versklavt. In ihrer Not schrien sie zu Gott. Gott hörte ihr Schreien und errettete sie. Er teilte die Fluten des Roten Meeres vor ihnen und führte sie aus der Gefangenschaft. Sie reagierten auf die Güte Gottes, indem sie ein goldenes Kalb anbeteten.

Trotz allem, was wir bisher gesehen haben, müssen wir uns noch mit der schwierigen Frage auseinandersetzen, wie die Eroberung Kanaans vonstatten ging. Gott ordnete dabei ausdrücklich an, dass an Männern, Frauen und Kindern der Bann vollstreckt werden sollte. Das Gelobte Land wurde Israel also durch ein blutiges Schwert gegeben. Gott hatte diese Vorgehensweise befohlen:

Wenn der HERR, dein Gott, dich in das Land bringt, wohin du kommst, um es in Besitz zu nehmen, und viele Nationen vor dir vertreibt: die Hethiter und die Girgasiter und die Amoriter und die Kanaaniter und die Perisiter und die Hewiter und die Jebusiter, sieben Nationen, größer und stärker als du, und der HERR, dein Gott, sie vor dir hingibt und du sie schlägst, so sollst du sie ganz und gar verbannen; du sollst keinen Bund mit ihnen schließen noch Gnade gegen sie üben (5Mo 7,1-2).

Warum gab Gott einen solchen Befehl? Wie konnte er anordnen, auch Frauen und Kinder zu töten? Hier finden wir wieder die modernen Versuche, den Ernst dieser Begebenheiten abzuschwächen. So heißt es z. B. in einem Lehrbuch, das im Auftrag einer führenden US-amerikanischen Denomination erstellt wurde und von Gymnasiasten benutzt wird, dass im Licht der neutestamentlichen Offenbarung – der zufolge Gott Liebe ist – er bekanntlich niemals einen solchen Befehl zur Kriegführung gegeben habe. Das Alte Testament sei nichts weiter als die Geschichte einer primitiven, kriegerischen Gruppe von Hebräern, die auf diese Weise versucht habe, ihr rücksichtsloses Vorgehen göttlich zu legitimieren.

Die Verfasser dieses Lehrbuches glauben also nicht, dass Gott je einen solchen Befehl gegeben habe. Hier sei Mythologie in den biblischen Bericht eingeflossen, behaupten

sie. Sie übersehen dabei einige wesentliche Aspekte dieser ganzen Angelegenheit. Zunächst ist da der Präzedenzfall der Sintflut zu nennen, ein noch viel ernsterer Fall als die Eroberung Kanaans. Bei dieser Flut vernichtete Gott die gesamte Erdbevölkerung mit Ausnahme von Noah und seiner Familie. Die Flut war eine »Eroberung Kanaans« im großen Stil. Darüber hinaus geht es auch um die Tatsache, dass man das wahre Wesen der Sünde nicht versteht und deshalb falsche Schlussfolgerungen zieht. Manche Ausleger nehmen nämlich an, dass Gott in Kanaan unschuldige Menschen umgebracht habe. Aber tatsächlich gab es keine unschuldigen Frauen und Kinder in Kanaan. Es gab eine Menge Frauen und Kinder dort, aber keine unschuldigen.<sup>29</sup> Die Unterwerfung Kanaans war die Konsequenz eines gerechten Gerichts an den gottlosen Bewohnern des Landes. Diesen Umstand hatte Gott dem Volk Israel klargemacht. Er hatte außerdem deutlich werden lassen, dass auch Israel nicht unschuldig war. Es war nicht so, dass Gott die Gottlosen in Kanaan hinwegraffte, um ihr Land einem gerechten Volk zu geben. Vielmehr können wir hier nur sehen, dass Gott den Kanaanitern gegenüber in sei-

---

<sup>29</sup> A. d. H.: Ergänzend zu den Ausführungen des Autors sei hier angemerkt, dass zumindest im Falle der noch nicht entscheidungsfähigen Kinder das an den Kanaanitern vollstreckte Gericht auch als Form der Bewahrung vor dem heidnischen Götzenkult gesehen werden kann. Die meisten bibeltreuen Ausleger sind dementsprechend der Ansicht, dass diese Kinder nach ihrem Tod in den Himmel gekommen sind. Näheres dazu in: John F. MacArthur, *Ewig geborgen. Wenn kleine Kinder sterben*, Bielefeld: CLV, 2009.

ner Gerechtigkeit handelte und den Israeliten Barmherzigkeit erwies. Und genau daran erinnerte Gott die Israeliten:

Sprich nicht so in deinem Herzen, wenn der HERR, dein Gott, sie vor dir ausstößt: Um meiner Gerechtigkeit willen hat der HERR mich hierher gebracht, um dieses Land in Besitz zu nehmen; denn um der Gottlosigkeit dieser Nationen willen vertreibt der HERR sie vor dir. Nicht um deiner Gerechtigkeit und der Geradheit deines Herzens willen kommst du hinein, um ihr Land in Besitz zu nehmen; sondern um der Gottlosigkeit dieser Nationen willen vertreibt der HERR, dein Gott, sie vor dir, und damit er das Wort aufrechterhalte, das der HERR deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat. So erkenne denn, dass der HERR, dein Gott, nicht um deiner Gerechtigkeit willen dir dieses gute Land gibt, es zu besitzen; denn ein hartnäckiges Volk bist du (5Mo 9,4-6).

Dreimal erinnert Gott in dieser Stelle die Israeliten daran, dass er ihnen nicht aufgrund ihrer Gerechtigkeit den Sieg über die Kanaaniter schenken würde. Er wollte diese Tatsache den Angehörigen des Volkes ganz deutlich machen. Sie hätten sonst kurzerhand zu der Schlussfolgerung kommen können, Gott sei »auf ihrer Seite«, weil sie besser seien als die Nationen um sie her. Gottes Ausführungen machten diese Folgerung unmöglich.

Bei der Eroberung Kanaans ging es in erster Linie um die Heiligkeit Gottes. Er hat den entsprechenden Befehl aufgrund seiner Heiligkeit gegeben. Zum einen strafte er mit diesem Gericht die Kanaaniter, weil sie mit ihren Gräueltaten tagtäglich seine Heiligkeit mit Füßen traten. Zum anderen bereitete Gott dadurch das Land für ein Volk zu, das nach seinem Willen heilig sein sollte. Gott ordnete an, dass den Bewohnern des Landes keine Barmherzigkeit erwiesen werden sollte. Und er erklärte auch, warum:

Und du sollst dich nicht mit ihnen verschwägern: Deine Tochter sollst du nicht seinem Sohn geben, und seine Tochter sollst du nicht für deinen Sohn nehmen; denn sie würden deine Söhne von mir abwendig machen, dass sie anderen Göttern dienen; und der Zorn des HERRN würde gegen euch entbrennen, und er würde dich schnell vertilgen. Sondern so sollt ihr ihnen tun: Ihre Altäre sollt ihr niederreißen und ihre Bildsäulen zerbrechen und ihre Ascherim umhauen und ihre geschnitzten Bilder mit Feuer verbrennen. Denn ein heiliges Volk bist du dem HERRN, deinem Gott; dich hat der HERR, dein Gott, erwählt, ihm zum Eigentumsvolk zu sein aus allen Völkern, die auf dem Erdboden sind (5Mo 7,3-6).

Gott erwählte nicht das Volk Israel, weil es schon heilig war. Vielmehr erwählte er es, *um es zu heiligen*. Israel war

im doppelten Sinne des Wortes berufen, heilig zu sein. Es war berufen, anders zu sein als die Heidenvölker ringsumher, beiseitegesetzt als Werkzeug im Heilsplan Gottes. Israel war auch berufen, im Sinne eines gereinigten Volkes heilig zu sein. Heidnische Bräuche sollten in Israel nicht zu finden sein. Die Israeliten sollten sich heiligen lassen, damit sie Gott nahen konnten. Außerdem sollte der Retter der Welt aus Israel kommen, wie wir anhand der zahlreichen Messiasverheißungen im Alten Testament erkennen können.

Auf den letzten Seiten haben wir Fragen behandelt, die sich im Alten Testament ergeben, wenn wir uns mit dem Handeln Gottes in seiner Gerechtigkeit befassen. Wir haben versucht zu zeigen, dass Gottes Gerechtigkeit weder launenhaft noch ungerechtfertigt ist. Wir müssen noch hinzufügen, dass kein wirklicher Konflikt zwischen dem Wesen Gottes besteht, wie es uns im Alten Testament entgegentritt, und der Wesensart Gottes, wie sie im Neuen Testament beschrieben wird. Es ist der alttestamentliche Gott, den Christus »Vater« nannte. Es ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der die Welt so sehr liebte, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit dieser die Rettung für uns Menschen vollbringen konnte. Wie Jesus selbst sagte, war es seine Speise, den Willen Gottes zu tun. Jesus wurde vom Eifer für den Gott verzehrt, der Nadab, Abihu und Ussa schlug. Es ist der Gott, der die damalige Welt in der

Sintflut untergehen ließ und der uns heute seine Gnade und Barmherzigkeit zuteilwerden lässt.

Während manche irrtümlicherweise einen Konflikt zwischen dem Alten und Neuen Testament sehen, weiß die Heilige Schrift von der größten Ausgießung des Zorns Gottes zu berichten, aber nicht im Alten Testament, sondern im Neuen! Damit ist das Kreuz gemeint. Dort kommen Gottes Zorn und seine Gerechtigkeit am furchtbarsten zum Ausdruck. Jesus Christus war der einzige unschuldige Mensch, der je von Gott bestraft wurde, und er hat auf Golgatha die Sühnung für die ganze Welt bewirkt.

Am Kreuz hat Gott nicht nur auf unüberbietbare Weise seinen Zorn und seine Gerechtigkeit offenbart, sondern hier kommen auch in unvergleichlicher Deutlichkeit Gottes Gnade und Barmherzigkeit zum Ausdruck. Weil Christus die Sünde der Welt auf sich genommen hatte, weil er sich als das Lamm Gottes, das mit unserer Sünde beladen war, aus freiem Willen zur Verfügung gestellt hatte, war er der Verachtete und von allen Menschen Verlassene, ein Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut, wie der Prophet Jesaja schrieb (vgl. Kap. 53,3). Angesichts all der Sündenlast, die Jesus trug, musste sich der heilige Gott in den Stunden des Gerichts am Kreuz von ihm abwenden. Gott schüttete seinen Zorn über dieses Sündenlamm aus. Gott legte den um der Sünde willen bestehenden Fluch auf Christus. An dieser Stelle wurde Gottes hei-

lige Gerechtigkeit in vollkommener Weise offenbart. Und das ist für uns geschehen. Christus nahm auf sich, was die Gerechtigkeit Gottes von uns forderte. Dieser am Kreuz erkennbare Aspekt des »Für uns« zeigt die ganze Majestät seiner Gnade. Auf Golgatha sind Gerechtigkeit und Gnade, Zorn und Barmherzigkeit zur gleichen Zeit zu finden. Es ist zu wunderbar, zu unergründlich.

Wir schrecken als natürliche Menschen vor der Gerechtigkeit Gottes zurück, weil ihre Auswirkungen für uns ungewöhnlich und unverständlich sind. Obwohl die Taten Gottes gewöhnlich seiner Gnade entspringen, versetzt uns die Gnade gewöhnlich nicht mehr in Erstaunen. Wir haben uns daran gewöhnt; wir halten sie für selbstverständlich.

Vielleicht finden wir dafür die beste Illustration in dem, was Jesus selbst gesagt hat:

Zu derselben Zeit waren aber einige zugegen, die ihm von den Galiläern berichteten, deren Blut Pilatus mit ihren Schlachtopfern vermischt hatte. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Meint ihr, dass diese Galiläer mehr als alle Galiläer Sünder waren, weil sie Derartiges erlitten haben? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen. Oder jene achtzehn, auf die der Turm in Siloam fiel und sie tötete: Meint ihr, dass *sie* mehr als alle Menschen, die in Jerusalem wohnen,



schuldig waren? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen (Lk 13,1-5).

Das ist eines der schwierigsten Beispiele, wenn es um »Problemstellen« in den Worten Jesu geht. Man hat die Frage aufgeworfen: Was war mit den Leuten, die Pilatus niedermetzeln ließ, oder mit den anderen, die beim Einsturz des Turms in Siloam getötet wurden? Wo war Gott, als dies geschah? Die Frage, die zur Diskussion steht, lautet doch: Wie konnte Gott zulassen, dass so etwas geschah? Hinter der Frage steht eigentlich eine kaum verhüllte Anklage. Es läuft immer auf dasselbe hinaus: Wie kann Gott zulassen, dass unschuldige Menschen leiden?

Wir können den Protest deutlich hören, der in dieser Frage inbegriffen ist. Die achtzehn »unbescholtenen« Menschen befanden sich lediglich auf der Straße, indem sie ihren eigenen Geschäften nachgingen. Sie erteilten den Bauarbeitern am Straßenrand nicht ungefragt irgendwelche Ratschläge. Sie belästigten keine Straßenarbeiter. Sie waren nicht auf der Flucht, nachdem sie einen Raub begangen hatten. Sie waren nur einfach da – zur falschen Zeit, am falschen Ort. Sie gehörten zu den Opfern, die bei diesem Unglück zu beklagen waren.

Beachten wir die Reaktion Jesu. Wir mögen vielleicht erwartet haben, dass Jesus seine Trauer über diese schlimmen Vorkommnisse bekundete. Aber Jesus sagte etwas

ganz anderes: »Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen.«

Was heißt das? Wie sollen wir das verstehen? Jesus wollte doch damit sagen: »Ihr stellt die verkehrte Frage. Sie müsste eigentlich lauten: ›Warum ist der Turm nicht auf uns, auf mich gefallen?« Jesus tadelte die Zuhörer, weil ihre Bestürzung auf andere und nicht auf das eigene Leben gerichtet war.

In den zwanzig Jahren, in denen ich als Dozent am Theologischen Seminar eine Vielzahl von Studenten unterrichtet habe, sind fast alle mit der Frage zu mir gekommen, warum Gott nicht alle Menschen rettet. Nur ein einziges Mal kam einer, der sagte: »Eines verstehe ich nicht: Warum hat Gott *ausgerechnet mich* errettet?«

Wir sind nicht wirklich verwundert darüber, dass Gott uns errettet hat. Irgendwo tief in unserem Inneren, im verborgensten Winkel unseres Herzens hegen wir den leisen Gedanken, dass Gott uns seine Gnade schulden würde. ›Was wäre der Himmel ohne uns?«, fragen wir insgeheim. Wir wissen, dass wir Sünder sind, aber so schlecht, wie Menschen sein können, seien wir nun doch nicht. Wenn es um unsere Persönlichkeit gehe, gebe es genügend Charakterzüge, aufgrund derer Gott uns schon irgendwie in seine Erlösung einbeziehen werde, wenn er gerecht sei. Die Gerechtigkeit bringt uns aus der Fassung, nicht die Gnade.

Erst meine Studenten haben mich gelehrt, wie sehr der Mensch dazu tendiert, Gnade als etwas Selbstverständ-

liches hinzunehmen. Ich hatte als Dozent einen Anfängerkurs über das Alte Testament vor 250 Studenten im ersten Semester eines christlichen College zu halten. Am ersten Vorlesungstag ging ich mit aller Sorgfalt den Lehrplan durch. Meine Erfahrungen hatten mir gezeigt, dass ich auf die pünktliche Abgabe der Semesterklausuren immer besonders deutlich hinweisen musste. In diesem Kurs mussten drei kurze Arbeiten geschrieben werden. Ich erklärte den Studenten, dass die erste Arbeit am 30. September mittags auf meinem Schreibtisch zu liegen habe. Es würde keine Verlängerung der Frist gewährt werden, es sei denn, ein Student sei wirklich schwer erkrankt und müsse in die Klinik, oder im engsten Familienkreis sei ein Todesfall eingetreten. Der Student, der seine Arbeit nicht rechtzeitig abliefern werde, werde automatisch die schlechteste Note erhalten. Die Studenten ließen in ihren Reaktionen erkennen, dass sie die Vorschriften verstanden hatten.

Am letzten Septembertag händigten mir 225 Studenten pflichtbewusst ihre Arbeiten aus. Die restlichen 25 standen da, schlotterten vor Angst und waren voller Gewissensbisse. Sie klagten: »O Herr Professor Sproul, es tut uns leid. Wir haben unsere Zeit nicht richtig eingeteilt. Wir haben die Umstellung von der Highschool auf das College noch nicht hinbekommen. Bitte geben Sie uns nicht die schlechteste Note. Lassen Sie uns bitte noch ein wenig Zeit.«

Ich ließ mich auf ihr Bitten ein. »Gut«, sagte ich, »ich lasse Ihnen diesmal noch etwas Zeit. Aber denken Sie an den 31. Oktober, an dem die nächste Arbeit fällig ist!«

Nun waren sie überschwänglich in ihrer Dankbarkeit und ihren Beteuerungen, zum nächsten Termin bestimmt alles pünktlich abliefern zu wollen. Dann kam der 31. Oktober. 200 Studenten brachten ihre Arbeiten. 50 kamen mit leeren Händen. Sie waren nervös, aber nicht in Panik. Nach ihren Arbeiten gefragt, gaben sie sich wieder reumütig und zerknirscht. »O Herr Professor, in dieser Woche findet das Heimspiel unserer Footballmannschaft statt. Außerdem stehen die Zwischenprüfungen an, und auch in all den anderen Kursen haben wir unsere Arbeiten abzuliefern. Bitte geben Sie uns noch eine Chance. Wir versprechen Ihnen, es wird nie wieder vorkommen!«

Noch einmal ließ ich mich erweichen und sagte ihnen: »Das ist aber das letzte Mal. Liefern Sie beim nächsten Termin nicht rechtzeitig ab, gibt es kein Pardon. Ich will keine Entschuldigungen hören und kein Gejammer! Verstanden?«

»O ja, Herr Professor! Sie sind großartig! Sie sind der beste Professor!«

Können Sie sich vorstellen, was am 30. November geschah? 150 Studenten lieferten ihre schriftlichen Arbeiten ab. Die restlichen 100 kamen völlig unbekümmert in den Vorlesungssaal geschlendert. »Wo haben die Herrschaften ihre Arbeiten?«, fragte ich sie.

Ein Student antwortete: »Oh, Sie können ohne Sorge sein, Herr Professor, wir arbeiten daran. In einigen Tagen werden Sie alles haben. Kein Problem!«

Ich nahm mein Notizbuch zur Hand und fing an, die Namen aufzuschreiben. »Johnson, haben Sie Ihre Arbeit?«

»Nein, Herr Professor«, kam die Antwort.

»Das gibt die Note ›nicht ausreichend‹«, sagte ich, während ich sie eintrug. »Muldaney, haben Sie Ihre Arbeit?«

»Nein, Herr Professor«, war auch diesmal die Antwort. Ich trug die nächste entsprechende Note in mein Buch ein.

Nun brachten die Studenten in äußerster Heftigkeit ihre Anschuldigungen vor. Sie tobten, protestierten und schrien: »Das ist nicht fair!«

Daraufhin schaute ich einen aus der tobenden Menge an: »Lavery! Sind Sie der Meinung, dass dies unfair ist?«

»Nein«, antwortete er brummend.

»Oh, ich verstehe. Es ist Gerechtigkeit, die Sie unbedingt haben wollen. Wenn ich mich recht erinnere, waren Sie beim letzten Termin auch zu spät. Ich gebe Ihnen ›nicht ausreichend‹ für die heute fällige Arbeit. Und was ich im Oktober eingetragen habe, werde ich ebenfalls in diese Note umwandeln, denn das ist es, was Sie verdienen.«

Der junge Mann war verblüfft. Er hatte keine Argumente mehr vorzubringen. Er entschuldigte sich für sein ungestümes Auftreten und war plötzlich froh, nun doch nur *einmal* ›nicht ausreichend‹ bekommen zu haben.

Die Studenten hatten meine Nachsicht schnell als eine selbstverständliche Sache hingenommen; sie setzten nun meine Milde einfach voraus. Als plötzlich die Gerechtigkeit zur Geltung kam, waren sie nicht darauf vorbereitet. Es war ein Schock für sie, und sie reagierten ziemlich aufgebracht – und das, obwohl ich in einem Zeitraum von nur zwei Monaten zweimal nachsichtig gewesen war.

Das Handeln Gottes wird weithin von Gnade bestimmt – viel mehr, als dies im beschriebenen Beispiel für meine Nachsicht gegenüber den Studenten hinsichtlich des Abgabetermins ihrer Arbeiten galt. Die alttestamentliche Geschichte erstreckte sich über viele Jahrhunderte. Während dieser Zeit war Gott immer wieder gnädig. Als sein göttliches Gericht dann Nadab und Abihu sowie Ussa und andere traf, wurden die Menschen aus der Fassung gebracht. Sie waren schockiert. Wir haben uns an die Gnade Gottes gewöhnt; jetzt ist es nur noch ein kleiner Schritt, sie zu fordern. Auch wenn wir diese Forderung nicht zum Ausdruck bringen, so reagieren wir zumindest mit Zorn und Protest: »Das ist unfair!« Wir vergessen sehr schnell, dass wir bereits mit unserer ersten Sünde das Anrecht auf die Gabe des Lebens verwirkt haben. Jedes Mal, wenn ich Atem hole, ist das ein Geschenk göttlicher Gnade. Gott schuldet mir gar nichts. Ich schulde ihm alles. Wenn er zulässt, dass ich heute Nachmittag bei

einem Unfall ums Leben komme, kann ich mich nicht darüber beklagen, ungerecht behandelt worden zu sein.

Eines unserer grundsätzlichen Probleme besteht darin, dass wir Gerechtigkeit und Gnade miteinander verwechseln. Wir leben in einer Welt, in der die Ungerechtigkeit triumphiert. Ungerechtigkeiten im zwischenmenschlichen Leben sind an der Tagesordnung. Jeder von uns ist schon ungerecht behandelt worden, und jeder von uns ist schon ungerecht gegenüber anderen gewesen. Die Menschen begegnen oft einander, indem sie ungerecht sind oder entsprechend handeln. Eines ist sicher: Menschen mögen mir schon viel Unrecht angetan haben, aber Gott hat mich noch nie auch nur im Geringsten ungerecht behandelt.

Nehmen wir einmal an, ein Mensch beschuldigt mich fälschlicherweise, ich hätte Geld gestohlen. Ich werde deswegen angeklagt, zu einer Freiheitsstrafe verurteilt und abgeführt. Auf der menschlichen Ebene bin ich Opfer einer schändlichen Ungerechtigkeit geworden. Ich habe jedes Recht, zu Gott zu rufen und darum zu bitten, dass meine Ehre vor den Menschen wiederhergestellt wird. Gott ist zornig über die Menschen, die mich ungerechterweise ins Gefängnis gebracht haben, und er verheißt, mich eines Tages zu rechtfertigen. Die Ungerechtigkeit ist da – sie ist Wirklichkeit, und dergleichen geschieht an jedem Tag in dieser Welt.

Die Ungerechtigkeiten, unter denen wir leiden, sind alle *innerweltlicher* Art. Sie werden begangen zwischen

den Menschen, die auf dieser Welt leben. Doch der Große Richter aller steht als der Erhabene über den Dingen dieser Welt. Meine Beziehung zu ihm ist so beschaffen, dass sie über diese Welt hinausgeht und bis in den Himmel hineinreicht. Auch wenn Menschen mich misshandeln, Gott tut dies nie. Die ungerechte, von Gott zugelassene Behandlung vonseiten der Menschen ist Ausdruck dessen, dass ich in einer von Sünde geprägten Welt lebe. Während ich vor Gott über die erlittene Ungerechtigkeit auf der menschlichen Ebene klagen kann, bin ich nie berechtigt, mich zu erheben und Gott hinsichtlich der Beziehung zu ihm einer Ungerechtigkeit zu bezichtigen, weil er eine solche auf der zwischenmenschlichen Ebene zugelassen hat. Es hätte absolut nichts mit Gottes vollkommener Gerechtigkeit zu tun, wenn er es zulassen würde, dass ich zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt werde, obwohl ich die mir zur Last gelegte Straftat nicht begangen habe. Vor den Menschen mag ich im juristischen Sinne unschuldig sein, aber vor Gott bin ich schuldig.

Oft legen wir Gott die Ungerechtigkeiten, die uns treffen, zur Last. Wir sind mit seinen Wegen nicht einverstanden, weil wir meinen, dass er uns ungerecht behandelt hat. Selbst wenn wir anerkennen, dass er gnädig ist, meinen wir, er sei nicht gnädig genug. Wir denken, dass wir mehr Gnade verdient hätten.

Lesen Sie diesen letzten Satz bitte noch einmal: *Wir denken, dass wir mehr Gnade verdient hätten.* Was stimmt



an diesem Satz nicht? Grammatisch ist mit ihm alles in Ordnung. Aber mit dem Inhalt, mit der Bedeutung des Satzes stimmt etwas grundsätzlich nicht.

Es ist völlig unmöglich, sich die Gnade Gottes zu *verdienen* – wer, wo und wann immer es auch sei. Schon der Wortsinn macht es klar: Gnade kann nichts mit Verdienst zu tun haben. Sobald wir von Verdienst reden, ist Gnade ausgeschlossen: Wir reden dann nämlich von Gerechtigkeit. Nur Gerechtigkeit kann man verdienen. Gott ist absolut nicht verpflichtet, gnädig zu sein. Barmherzigkeit und Gnade können nur aus freien Stücken gewährt werden, oder beides hat nichts mehr mit Barmherzigkeit und Gnade zu tun. Gott ist uns nie seine Gnade schuldig. Er erinnert uns mehr als einmal daran, z. B. in 2. Mose 33,19: »Ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarmen werde.« Das ist das göttliche Vorrecht. Gott hat es sich als das höchste Recht selbst vorbehalten, Gnade zu erweisen.

Nehmen wir einmal an, zehn Menschen sündigen, indem sie alle die gleiche Sünde begehen. Nehmen wir weiter an, Gott strafe fünf davon und sei den anderen fünf gnädig. Wäre das ungerecht? Nein! In diesem Falle wären fünf Leute gerecht behandelt und fünf begnadigt worden. Aber niemand wäre ungerecht behandelt worden. Wir neigen zu folgender Annahme: Wenn Gott den fünf Leuten seine Gnade zugeeignet hat, hätte er mit den anderen fünf ebenso handeln müssen. Aber warum denken wir so? Er

ist niemals dazu verpflichtet, gnädig zu sein. Falls er neun Menschen von zehn seine Gnade zukommen lässt, kann der zehnte nicht sagen, ihm sei Unrecht geschehen. Gott schuldet uns keine Gnade. Und er ist nicht verpflichtet, alle Menschen gleich zu behandeln. Vielleicht soll ich das noch einmal etwas deutlicher sagen: *Gott ist niemals verpflichtet, alle Menschen gleich zu behandeln.* Wenn Gott je ungerecht zu uns wäre, hätten wir Grund zur Klage. Aber dass er meinem Nachbarn seine Gnade schenkt, gibt mir nicht das Recht, auch für mich Gnade einzufordern. Wir müssen uns immer wieder daran erinnern, dass Gnade nur aus freien Stücken gewährt werden kann. »Ich werde begnadigen, wen ich begnadigen werde, und werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarmen werde« (2Mo 33,19).

Ich kann von Gott immer nur Gerechtigkeit oder Gnade empfangen. Nie hält seine Hand Ungerechtigkeit für mich bereit. Es mag unser Anliegen sein, dass Gott uns im menschlichen Bereich zur Gerechtigkeit verhilft, aber wir wären absolute Narren, wenn wir um Gerechtigkeit von seiner Seite bitten würden.

Falls wir Gerechtigkeit und Gnade miteinander verwechseln, bringt es uns aus der Fassung, wenn wir Geschichten wie die von Nadab und Abihu sowie von Ussa lesen. Wenn Gottes Gerechtigkeit zur Geltung kommt, nehmen wir womöglich Anstoß, weil wir meinen, er schulde uns fortwährende Gnade. Aber wir müssen uns

davor hüten, seine Gnade als selbstverständlich hinzunehmen. Wir dürfen die Fähigkeit zum Staunen über Gottes Gnade nie verlieren.

Ich erinnere mich an eine »Probepredigt«, die ich während meiner Ausbildungszeit am Seminar hielt. In Anlehnung an ein entsprechendes Lied (»Amazing Grace«<sup>30</sup>) hatte ich etwas von der unendlichen Gnade Gottes gesagt.

Nachdem ich die Predigt beendet hatte, stellte mir der Professor eine Frage. Er sagte: »Herr Sproul, wo haben Sie eigentlich den Gedanken her, dass Gottes Gnade unendlich ist? Gibt es wirklich keine Grenze für seine Gnade?« Als er mir die Frage stellte, war mir sofort klar, dass ich in Schwierigkeiten war. Ich konnte zwar den entsprechenden Liedvers zitieren, aber mir fiel absolut keine Schriftstelle ein, die von der unendlichen Gnade Gottes sprach.

Gottes Gnade ist nicht unbegrenzt. Gott ist unbegrenzt und unendlich groß, und Gott ist gnädig. Wir erfahren die Gnade des ewigen, unendlich großen Gottes, aber die Gnade ist nicht endlos. Gott setzt seiner Geduld und Nachsicht Grenzen. Er warnt uns immer wieder vor dem kommenden Gericht.

Weil wir dazu neigen, Gottes Gnade als selbstverständlich anzusehen, hat es Gott aus meiner Sicht für nötig

---

<sup>30</sup> A. d. H.: Es sind mindestens sieben deutsche Übertragungen dieses bekannten Liedes von John Newton bekannt, darunter jene Version, die auf Hermann Grabe (Meinerzhagen) zurückgeht (»O große Gnade, die mich rief«).

befunden, Israel von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, dass seine Gnade eben nicht selbstverständlich ist. Bei seltenen, aber einschneidenden Anlässen zeigte er die furchterregende Macht seiner Gerechtigkeit. Er tötete Nadab und Abihu. Er ließ Ussa sterben. Er befahl die Ausrottung der Kanaaniter. Es ist, als ob er sagen würde: »Nehmt euch in Acht. Wenn ihr euch an den Wohltaten meiner Gnade freut, dann vergesst nicht meine Gerechtigkeit. Vergesst nicht, wie schwerwiegend die Sünde ist. Denkt daran, dass ich heilig bin.«

## Mit Gott ringen – bei Gott Frieden finden



Wenn der Mensch nicht für Gott geschaffen wurde,  
warum ist er dann nur in Gott glücklich?  
Wenn der Mensch für Gott geschaffen wurde,  
weshalb ist er dann so im Widerspruch zu Gott?<sup>31</sup>

BLAISE PASCAL



Die Bibel enthält die Geschichte von Männern und Frauen, die mit Gott gerungen haben. Allein schon der Name *Israel* kann übersetzt werden mit *einer, der mit Gott kämpft*. Gott steht hoch über uns und ist, was uns Menschen angeht, unantastbar. Trotzdem erlaubt er es, dass wir mit ihm ringen, bis wir zu wahrer Demut gebracht worden sind – ob im Gebetskampf oder wie im Falle von Jakob in einer Art und Weise, die noch darüber hinausgeht. Aber

---

<sup>31</sup> URL: <https://www.aphorismen.de/zitat/58506> (abgerufen am 18. 10. 2017).

das Ziel solcher Kämpfe ist weder Sieg noch Niederlage, sondern endgültiger Frieden. Manche Menschen haben diesen Frieden gefunden. In diesem Kapitel wollen wir uns Beispiele von Menschen ansehen, die mit Gott gerungen haben und zum Frieden mit Gott gelangt sind. Wir wollen uns mit Jakob, Hiob, Habakuk und Saulus von Tarsus beschäftigen, um herauszufinden, was es bedeutet, Frieden mit Gott zu erreichen.

Obwohl Jakob schon in jungen Jahren ein Gläubiger war, schreckte er in dieser Zeit nicht davor zurück, seine Ziele auch mit List und Betrug zu erreichen. Sein Name bedeutet *Fersenhalter* oder *Überlister*. Er war *einer*, der zusammen mit seiner Mutter einen Plan schmiedete und durchführte, um der Erfüllung der göttlichen Voraussagen »nachzuhelfen«. Dafür belog und betrog er aufs Heftigste seinen alten, fast blinden Vater. Man kann sich kaum vorstellen, dass der Sohn Isaaks und Enkel Abrahams sich eines solchen verwerflichen Mittels bediente. Aber im Laufe seines Lebens erlebte er eine radikale Umgestaltung. Sie begann in Bethel: »Jakob aber zog von Beerscheba aus und wanderte nach Haran. Und er kam an einen Ort, wo er über Nacht blieb; denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm von den Steinen jenes Orts und legte sie unter sein Haupt und legte sich an dem Ort schlafen« (1Mo 28,10-11; Schlachter 2000).

Reisen im alten Israel kamen oft einer Mutprobe gleich. Die Nächte brachten Gefahren mit sich, die sowohl von Dieben und Räubern als auch von wilden Tieren ausgingen. Auf dem Weg, den Jakob wanderte, gab es keine Herbergen und keine Hütte, die Schutz hätte bieten können. Er wanderte, solange er konnte, bis die Sonne unterging. Dann kampierte er unter den Sternen. Sein Kissen war ein Stein. Dort hatte er einen Traum, der dazu angetan war, sein Leben zu ändern:

Und er träumte: Und siehe, eine Leiter war auf die Erde gestellt, und ihre Spitze rührte an den Himmel; und siehe, Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und siehe, der HERR stand über ihr und sprach: Ich bin der HERR, der Gott Abrahams, deines Vaters, und der Gott Isaaks; das Land, auf dem du liegst, dir will ich es geben und deinen Nachkommen. Und deine Nachkommen sollen wie der Staub der Erde werden, und du wirst dich ausbreiten nach Westen und nach Osten und nach Norden und nach Süden; und in dir und in deinen Nachkommen sollen gesegnet werden alle Familien der Erde. Und siehe, ich bin mit dir, und ich will dich behüten überall, wohin du gehst, und dich zurückbringen in dieses Land; denn ich werde dich nicht verlassen, bis ich getan, was ich zu dir geredet habe (1Mo 28,12-15).

Die Leiter, die Jakob in seinem Traum sah, wird allgemein als »Jakobsleiter« bezeichnet. Sie stellte eine Brücke zwischen Himmel und Erde dar. Bis dahin hatte Jakob in seinem Leben recht wenig mit himmlischen Dingen zu tun gehabt. Wir wissen, dass Abraham mit Gott geredet hatte. Sicher hatte der junge Jakob abends beim Feuer die Geschichten seines Vaters und Großvaters gehört. Er muss von dem Befehl Gottes an Abraham, seinen Sohn Isaak auf dem Berg Morija zu opfern, gewusst haben.

Jakob kannte zwar die Verheißung des Segens, wollte ihn aber zunächst mit irdischen Mitteln erlangen. Die himmlischen Dinge hatten bei ihm bisher kaum Eindruck hinterlassen. Sein Sinnen und Streben war zu dieser Zeit vorrangig irdisch ausgerichtet. Soweit es nach ihm ging, gab es zwischen Himmel und Erde eine unüberbrückbare Kluft. Der Himmel war für Jakob unerreichbar – bis er einen Traum hatte.

Das zentrale Bild des Traums war eine Leiter. Sie war eine Kontaktstelle, eine Verbindung zwischen den heiligen Sphären und dem Bereich des Irdischen. Auf der Leiter sah Jakob Engel herab- und hinaufsteigen. Sie bewegten sich in beide Richtungen, von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde. An der Spitze der Leiter sah Jakob den Herrn stehen. Gott redete zu ihm, indem er die Verheißung bestätigte, die er zuvor Abraham und Isaak gegeben hatte. Gott würde Jakob Anteil an seiner Verheißung geben, und auch künftige Generationen soll-



ten deren Nutznießer sein. In Jakob wollte Gott seinen Bund fortführen, den er Abraham und Isaak mit einem Eid geschworen hatte. Gott verhiess Jakob, er würde auf allen Wegen bei ihm sein und ihn behüten.

Als Jakob von seinem Traum erwachte, war er davon überwältigt: »Und Jakob erwachte aus seinem Schlaf und sprach: Gewiss, der HERR ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht! Und er fürchtete sich und sprach: Wie furchtbar ist dieser Ort! Dies ist nichts anderes als Gottes Haus, und dies ist die Pforte des Himmels« (1Mo 28,16-17).

Der Ort, an dem Jakob seinen Traum hatte, wurde als *Bethel* bekannt. Das Wort bedeutet im Hebräischen »Haus Gottes«. Es gab da keinen Tempel oder kein sonstiges Heiligtum. Jakob nannte ihn Haus Gottes, weil dort der Heilige sich ihm offenbart hatte.

Seine Worte beschreiben gut unsere heutige Situation. »Gewiss, der HERR ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht!« Gott war immer da. Er war nicht fern von Jakob. Aber Jakob war ihm in seinem ganzen bisherigen Leben nicht begegnet. Er war sich der Gegenwart Gottes nicht bewusst gewesen.

»Wie furchtbar ist dieser Ort!« Das war Jakobs Reaktion darauf, dass ihm bewusst wurde: Er war im Haus Gottes. In Kirchengebäuden haben Menschen normalerweise nicht dieses Empfinden. Da kommt kein Sinn für Ehrfurcht auf, kein Sinn dafür, dass wir in der Gegen-

wart des einen stehen, vor dem wir erzittern. Die Klage, Gottesdienste seien langweilig, wird man nie von gottesfürchtigen Menschen hören.

Die Gelehrten sind sich nicht einig über den Zeitpunkt von Jakobs Bekehrung. Manche sagen, es sei hier in Bethel gewesen, als er die überwältigende Erfahrung von Gottes Nähe machte. Andere meinen, es sei viel später gewesen, als er dieses heftige, entscheidende Ringen mit Gott erlebte. Wahre Früchte einer Bekehrung sehen wir bei ihm jedenfalls erst, nachdem er das zweite Mal in Bethel war (vgl. 1Mo 35,1ff.).

Aber nun zu dem Kampf am Jabbok. Im entsprechenden Bibelabschnitt heißt es:

Und er stand in jener Nacht auf und nahm seine beiden Frauen und seine beiden Mägde und seine elf Söhne und zog über die Furt des Jabbok; und er nahm sie und führte sie über den Fluss und führte hinüber, was er hatte.

Und Jakob blieb allein zurück; und es rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte aufging. Und als er sah, dass er ihn nicht überwältigen konnte, da rührte er sein Hüftgelenk an; und das Hüftgelenk Jakobs wurde verrenkt, als er mit ihm rang. Da sprach er: Lass mich los, denn die Morgenröte ist aufgegangen; und er sprach: Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du segnest mich.

Da sprach er zu ihm: Was ist dein Name? Und er sprach: Jakob. Da sprach er: Nicht Jakob soll fortan dein Name heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gerungen und hast gesiegt. Und Jakob fragte und sprach: Sage mir doch deinen Namen! Da sprach er: Warum doch fragst du nach meinem Namen? Und er segnete ihn dort. Und Jakob gab dem Ort den Namen Pniel: Denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist gerettet worden! (1Mo 32,23-31).

Der Mann, mit dem Jakob gekämpft hatte, war offensichtlich mehr als ein Mensch – es war Gott selbst. Der heftige, leidenschaftliche Kampf dauerte die ganze Nacht. Schließlich benutzte Gott (vgl. Hos 12,4) seine überwältigende Kraft und rührte das Gelenk der Hüfte Jakobs an. Jakobs »Sieg« bestand nicht in der Überwindung seines »Gegners«, sondern in seinem eigenen Überleben. Er ging lebend aus dem Zweikampf hervor, aber er hinkte für den Rest seines Lebens.

Das Gespräch mit seinem »Gegner« über die Namen ist von entscheidender Bedeutung. Gott forderte den Namen von Jakob. Die Preisgabe seines Namens war für den Kämpfer gleichbedeutend mit der Anerkennung der Überlegenheit des anderen, der Beweis der eigenen Unterwerfung. Als Jakob seinen Namen preisgab, lieferte er sich selbst aus. Er gab die Verfügungsgewalt über sein eigenes Leben ab. Mit

dieser Übergabe war ein neuer Name verbunden, eine neue Identität: *Israel*. Körperlich gesehen hatte er verloren, aber in geistlicher Hinsicht gewonnen, indem er zu der Einsicht kam, Gott schließlich recht zu geben.

Noch in der Niederlage hoffte Jakob auf ein »Unentschieden«, auf etwas, was seinen Stolz, seine Ehre nicht antasten würde. Selbst eine halbe Hingabe würde ihm helfen, meinte er. Er bat Gott, ihm doch seinen Namen zu nennen. Aber Gott verweigerte die Bitte. Beachten wir den Unterschied. Gott forderte Jakobs Namen, und Jakob unterwarf sich. Jakob bat Gott um die Nennung seines Namens, und er wurde ihm nicht genannt. Das war der letzte Akt der göttlichen Besitzergreifung. Bei Gott gibt es kein Unentschieden, keine halben Entscheidungen. Wenn wir mit dem Allmächtigen kämpfen, sind wir die Verlierer, und er ist der eine unbesiegbare Held.

Der Heilige kann nicht in einem persönlichen Kampf besiegt werden. Aber es gibt doch einen Trost hier. Jakob kämpfte mit Gott und überlebte den Kampf. Er wurde geschlagen. Er verließ den Kampfplatz als einer, der fortan hinkte, aber er überlebte den Kampf, weil Gott noch viel mit ihm vorhatte.

Nie hat jemand eine lebhaftere und offener Debatte mit Gott geführt als Hiob. Wenn je ein Mensch das Recht zu haben schien, Gott herauszufordern, dann war es Hiob. Er war von Gott selbst als gerecht bezeichnet worden, und

dennoch erlitt er unsagbares Elend. Betrachtet man das dramatische Geschehen im Leben Hiobs, so könnte ein unbedarfter Beobachter meinen, der arme Mann sei nur eine Marionette in dem Kampf zwischen Gott und Satan gewesen. Gott ließ es zu, dass Hiob auf die Probe gestellt wurde. Seine Besitztümer wurden geraubt und seine Kinder getötet, und schließlich wurde er selbst mit quälenden Geschwüren gepeinigt. Er fand keine Linderung seiner Schmerzen. Seine körperlichen Qualen hatten schließlich Auswirkungen auf seinen Seelenzustand.

Ich unterhielt mich einmal mit einer älteren krebskranken Frau, die gerade eine Chemotherapie durchmachte. Sie hatte sehr unter Übelkeit und Erbrechen zu leiden. Ich fragte sie, wie sie geistlich die Sache durchstehen könne. Ihre Antwort zeugte von überaus großer Ehrlichkeit: »Es ist schwer, Christ zu sein, wenn man sich über das Toilettenbecken beugt.« Die Frau kannte die enge Verbindung zwischen Körper und Seele. Es ist ungemein schwer, geistlich in der rechten Gesinnung zu sein, wenn der Körper von Schmerzen heimgesucht wird, für die es keine Linderung gibt.

Obwohl sich Hiob in der oben beschriebenen Lage befand, lästerte er nicht. Er warf sein Vertrauen auf Gott nicht weg. Selbst seine Frau gab ihm einen törichten Rat: »Sage dich los von Gott und stirb!« (Hi 2,9).

Aber Hiob blieb fest – auch dann noch, als seine Freunde kamen und mit ihren »Ratschlägen« seine inne-

ren Qualen verschlimmerten, statt Trost zu spenden. Doch dadurch gereizt, fing er schließlich an, mit Gott zu rechnen. Allein stand er vor dem Allmächtigen, um Antworten in Bezug auf sein unverständliches Geschick ringend. Die Erwiderung Gottes ist kaum tröstlich zu nennen:

Und der HERR antwortete Hiob aus dem Sturm und sprach: Wer ist es, der den Rat verdunkelt mit Worten ohne Erkenntnis? Gürtel doch wie ein Mann deine Lenden, so will ich dich fragen, und du belehre mich! Wo warst du, als ich die Erde gründete? Tu es kund, wenn du Einsicht besitzt! Wer hat ihre Maße bestimmt, wenn du es weißt? Oder wer hat über sie die Mess-Schnur gezogen? In was wurden ihre Grundfesten eingesenkt? Oder wer hat ihren Eckstein gelegt, als die Morgensterne miteinander jubelten und alle Söhne Gottes jauchzten? Und wer hat das Meer mit Toren verschlossen, als es hervorbrach, hervorkam aus dem Mutterschoß, als ich Gewölk zu seinem Gewand und Wolkendunkel zu seiner Windel machte und ich ihm meine Grenze bestimmte und Riegel und Tore setzte und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, und hier sei eine Schranke gesetzt dem Trotz deiner Wellen? (Hi 38,1-11).

Das war eine sehr schwierige Prüfung. Hiob hatte Antworten von Gott verlangt, doch stattdessen wurden ihm

Fragen vorgelegt. Gott wies Hiob zurecht, weil dieser die Weisheit Gottes mit seiner eigenen Unwissenheit verdeckt hatte. Es ist, als ob Gott gesagt hätte: »Nun gut, Hiob, du willst mich zur Rede stellen. Ich werde deine Fragen beantworten. Aber vorher will ich dich einiges fragen.« Wie Geschosse aus einem Schnellfeuergewehr prasselten nun die Fragen auf Hiob nieder, eine mit größerer Eindringlichkeit als die andere. Schließlich musste Hiob bekennen: »Siehe, zu gering bin ich, was soll ich dir erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Einmal habe ich geredet, und ich will nicht mehr antworten, und zweimal, und ich will es nicht mehr tun« (Hi 40,4-5).

Beachten wir das Bild, das Hiob gebrauchte. Er sagte, er würde seine Hand auf seinen Mund legen. Er erlegte sich selbst ein Redeverbot auf. Er bedeckte seine Lippen mit seiner Hand, damit ihnen nicht noch mehr törichte Worte entfahren konnten. Er bereute es zutiefst, dass er es je gewagt hatte, Gott zur Rede stellen zu wollen. Er hatte erkannt, dass seine Worte dreist und vermessen gewesen waren. Und deshalb wollte er jetzt lieber schweigen.

Aber die Befragung ging weiter. Gott war noch nicht fertig mit seiner Prüfung. Was nun folgte, überwältigte Hiob: »Willst du etwa mein Recht zunichtemachen, mich verurteilen, damit du gerecht seist?« (Hi 40,8).

Jetzt sah Hiob klar. Mit seinen Anklagen hatte er geradezu zum Schlag gegen die göttliche Gerechtigkeit ausgeholt. Diese Frage Gottes durchbohrte Hiob ge-

wissermaßen: »Willst du mich verdammen, damit du selbst gerechtfertigt erscheinst?« Ohne Zweifel wollte Hiob gern gerechtfertigt werden. Er hatte die Anklagen seiner Freunde satt. Und er konnte nicht verstehen, warum er so geplagt wurde. Er flehte um Wiederherstellung seiner Ehre. Aber sein Begehren war außer Kontrolle geraten. Er stand im Begriff, Gottes Rechtfertigung gegen seine eigene einzutauschen. Indem er Gott Unrecht unterstellte, hatte er in seiner Argumentation eine Grenzlinie überschritten. Und nun fragte Gott ihn geradeheraus: »Willst du mich verdammen, um dich selbst zu entlasten?«

Das Gewicht dieser Frage traf Hiob überaus hart und zermalmte ihn fast. So nahm er schließlich die Hand von seinem Mund und redete noch einmal. Diesmal lag keine Anschuldigung mehr in seinen Worten. Entgegen seiner Selbstverpflichtung ergriff er noch einmal das Wort, um Gott seine Reue und Bußfertigkeit zu bringen:

Ich weiß, dass du alles vermagst und kein Vorhaben dir verwehrt werden kann. Wer ist es, der den Rat verhüllt ohne Erkenntnis? So habe ich denn beurteilt, was ich nicht verstand, Dinge, zu wunderbar für mich, die ich nicht kannte. Höre doch, und ich will reden; ich will dich fragen, und du belehre mich! Mit dem Gehör des Ohres hatte ich von dir gehört, aber nun hat mein Auge dich gesehen. Darum verabscheue ich mich und bereue in Staub und Asche (Hi 42,2-6).



Wenn man diesen Teil der Geschichte Hiobs liest, könnte man meinen, Gott wollte Hiob einschüchtern. Hiob flehte dringend um Antwort. Gott versprach zu antworten, aber es kamen keine Antworten, sondern nur immer neue unbeantwortbare Fragen.

Obwohl Gott ihm keine Antworten gegeben hatte, war Hiob mit seinen Fragen zur Ruhe gekommen. Auf höherer Ebene erhielt er eine Antwort – umfassender, als jede direkte Erwiderung es hätte tun können. Gott beantwortete Hiobs Fragen nicht mit Worten, sondern mit sich selbst. Sobald Hiob erkannte, wer Gott ist, hatte er alles empfangen, was er brauchte. Als Gott sich ihm offenbarte, begehrte er nichts mehr. Die Einzelheiten konnte er nun ruhig Gott überlassen. Nachdem Gott ihm nicht mehr ein verborgenes Geheimnis war, konnte Hiob getrost mit ein paar ungelösten Fragen leben. Als Gott sich offenbarte, war Hiob so beschäftigt mit Reue und Buße, dass er keine Zeit mehr für weitere Herausforderungen hatte. Hatte er zuvor Anklagen vorgebracht, bekannte er nun: »Darum verabscheue ich mich und bereue in Staub und Asche.« Und dann wandte der Herr das Geschick Hiobs in eindrucksvoller Weise. So weit zum zweiten Beispiel in diesem Kapitel.

Ich möchte noch auf einen Mann aus dem Alten Testament hinweisen, der Gott herausforderte. Der Prophet Habakuk meinte, Gott wegen Ereignissen, die seinem

Gerechtigkeitssinn entgegenstanden, zur Rede stellen zu können. Der Prophet war entsetzt darüber, dass eine heidnische Nation das Volk Gottes strafen sollte, obwohl die Feinde Israels noch gottloser waren als sein eigenes Volk. Oberflächlich betrachtet sah es so aus, als ob Gott seine Verheißungen an die Israeliten preisgegeben und seinen göttlichen Beistand den gottlosen Babyloniern zugewandt hatte. Hören wir auf Habakuks Klage:

Wie lange, HERR, habe ich gerufen, und du hörst nicht! Ich schreie zu dir: »Gewalttat!«, und du rettest nicht. Warum lässt du mich Unheil sehen und schaust Mühsal an? Und Verwüstung und Gewalttat sind vor mir, und Streit entsteht, und Hader erhebt sich. Darum wird das Gesetz kraftlos, und das Recht kommt niemals hervor; denn der Gottlose umzingelt den Gerechten: Darum kommt das Recht verdreht hervor (Hab 1,2-4).

Habakuk war in Zorn entbrannt. Seine Klage war so heftig, dass er über das Ziel hinausschoss. Er sagte im Grunde: »Das Gesetz ist ohnmächtig, und die gerechte Sache kann nie den Sieg davontragen.« Sicher gibt es Ungerechtigkeiten in dieser Welt, deren Richtigstellung lange auf sich warten lässt. Aber zu sagen, dass die gerechte Sache *nie* die Oberhand behält, ist darum doch nicht richtig. Wie Hiob verlangte auch Habakuk eine Antwort. Er wollte den Kampf aufnehmen und

sich der Auseinandersetzung stellen. Er stand auf seiner Warte – bereit, die Antwort des Allmächtigen entgegenzunehmen. Als Gott schließlich mit ihm redete, ähnelte die Reaktion Habakuks den Worten Hiobs: »Ich vernahm es, und es zitterte mein Leib; bei der Stimme bebten meine Lippen; Morschheit drang in meine Gebeine, und wo ich stand, erzitterte ich« (Hab 3,16a).

Die Reaktion des Propheten glich dem Verhalten eines kleinen Kindes, das von seinen Eltern ausgeschimpft wird. Sein Herz klopfte heftig, und seine Lippen begannen zu zittern. Wir wissen, wie die Lippen eines kleinen Kindes zittern können, wenn es das Weinen verhindern will. Hier war ein erwachsener Mann, der in der Gegenwart Gottes zu zittern begann wie ein kleines Kind. Er fühlte den inneren Zerfall seines Körpers, und seine Knie bebten. Schwach und zitternd verließ er den Kampfplatz.

Denn als Gott sich offenbarte, schwand all der zornige Protest Habakuks dahin, und der Ton seiner Rede änderte sich so plötzlich, wie auch seine Seele heil wurde; aus bitterer Verzweiflung wurde unerschütterliche Zuversicht und Hoffnung: »Ich werde ruhen am Tag der Drangsal, wenn derjenige gegen das Volk heranzieht, der es angreifen wird. Denn der Feigenbaum wird nicht blühen, und kein Ertrag wird an den Reben sein; und es trägt die Frucht des Olivenbaumes, und die Getreidefelder tragen keine Speise; aus der Hürde ist verschwunden das Kleinvieh, und kein Rind ist in den Ställen. – Ich aber, ich will in

dem HERRN frohlocken, will jubeln in dem Gott meines Heils« (Hab 3,16b-18).

Der großen Verzweiflung Habakuks folgte nun seine überschwängliche Freude. Er konnte jetzt in absoluter Ruhe und tiefstem Frieden dem Allerhöchsten vertrauen. Seine Worte, in unsere heutige Situation übertragen, könnten etwa folgendermaßen lauten: »Selbst wenn es mit der Wirtschaft abwärtsgehen sollte, wenn die Arbeitslosigkeit noch zunehmen und die Lebensmittelpreise rasant steigen sollten, ja, selbst wenn eine Weltwirtschaftskrise den letzten Wohlstand beseitigen und ein Krieg alles zerstören sollte, will ich mich über den Herrn freuen und in dem Gott meines Heils fröhlich sein.«

Jakob, Hiob und Habakuk hatten hart mit Gott gehadert, sie alle hatten die himmlischen Festungsmauern bestürmt. Doch alle drei Männer wurden innerlich aufgerichtet, nachdem der Kampf vorüber war. Sie hatten einen schmerzvollen Preis zu zahlen. Gott ließ den Kampf zu. Und es war jeweils ein äußerst heftiger Kampf, bis schließlich der Frieden geschlossen werden konnte.

Im Neuen Testament finden wir Ähnliches: Saulus von Tarsus erlebte die gleiche Unterwerfung durch Gott, der er nichts entgegensetzen konnte. Er war ein eifernder Pharisäer. Es war ihm zutiefst zuwider, dass diese »neue Sekte« der Christen entstanden war. Er hatte sich vorgenommen, die Christen vom Erdboden zu vertilgen. Mit Vollmachten

ausgestattet, durchsuchte er die Häuser und trieb die Christen zusammen und warf sie ins Gefängnis. Er stand dabei, als Stephanus gesteinigt wurde, und stimmte dieser Tat zu. Und er war froh, den Auftrag erhalten zu haben, auch in Damaskus die Verfolgung der Christen fortsetzen zu können. Dann geschah es auf der Straße nach Damaskus, dass er dem heiligen Gott begegnete. Er berichtete später von dem Geschehen, als er sich vor König Agrippa verantwortete:

Als ich dabei mit Vollmacht und Erlaubnis von den Hohenpriestern nach Damaskus reiste, sah ich mitten am Tag auf dem Weg, o König, vom Himmel her ein Licht, das den Glanz der Sonne übertraf, welches mich und die, die mit mir reisten, umstrahlte. Und als wir alle zur Erde niedergefallen waren, hörte ich eine Stimme in hebräischer Mundart zu mir sagen: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es ist hart für dich, gegen den Stachel auszuschlagen.

Ich aber sprach: Wer bist du, Herr? Der Herr aber sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst; aber richte dich auf und stelle dich auf deine Füße; denn dazu bin ich dir erschienen, dich zu einem Diener und Zeugen zu bestimmen, sowohl dessen, was du gesehen hast, als auch dessen, worin ich dir erscheinen werde, indem ich dich herausnehme aus dem Volk und aus den Nationen, zu denen ich dich sende, um ihre Augen

aufzutun, damit sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, damit sie Vergebung der Sünden empfangen und ein Erbe unter denen, die durch den Glauben an mich geheiligt sind (Apg 26,12-18).

Saulus war sehr eifrig in seinem Streben nach Gerechtigkeit. Er war ein außergewöhnlich strenger Pharisäer, ein Mann, der nach vollkommener Gesetzestreue strebte. In seinem Eifer lag tiefe Ironie: Je heftiger er sein Ziel verfolgte, umso mehr geriet er in Gegensatz zu dem Willen Gottes. Es geht nicht darum, dass Gott etwas gegen das Streben nach Gerechtigkeit hat. Wir sind ja aufgefordert, nach Gerechtigkeit zu trachten. Aber erstens steht Gott den Hochmütigen, den Arroganten und den in Selbstgerechtigkeit Aufgeblasenen entgegen, und zweitens bekämpfte Saulus gerade diejenigen, die Gott als seine Kinder auserwählt hatte. Obwohl Saulus davon überzeugt war, für Gott zu kämpfen, focht er in Wirklichkeit gegen ihn. In diesem für ihn tragischen Kampf musste er unweigerlich mit dem Christus konfrontiert werden, den er bekämpfte. Zum Glück für Saulus erlebte er diesen Zusammenstoß noch zu Lebzeiten. Viele andere Feinde Christi werden ihn erst in der Ewigkeit erfahren, wenn es keinen Raum zur Umkehr mehr gibt.

Einer der Namen, unter denen sich Gott im Alten Testament offenbart, ist *El Schaddai*. Der Name bedeutet

»der Donnernde« oder »der Allmächtige, Beherrschende«, aber auch »der Segen Spendende«. Unter diesem Namen erschien Gott dem Hiob. Und diesem Namen entsprach die Erfahrung, die Hiob machte; er erlebte die Furcht einflößende Macht des Allerhöchsten, der über alle Menschen herrscht, aber selbst von niemandem beherrscht wird. Saulus begegnete dem Allmächtigen und dem alles Beherrschenden auf der Straße nach Damaskus. Jakob, Hiob und Saulus erlebten aber auch den Segen, den Gott spendet, wenn man sich ihm unterwirft.

Saulus beschrieb seine Erfahrung auf der einsamen Straße mit der Erscheinung eines blendenden Lichts. Die Straße, auf der er und seine Begleiter sich befanden, war zur Mittagszeit in gleißendes Licht getaucht, das weit heller als die Sonne strahlte. Saulus beschrieb es als Licht, das heller als die Sonne schien, und als »ein Licht«, das »vom Himmel her« leuchtete.

Unter »Himmel« haben wir hier nicht das zu verstehen, was wir auch als »Firmament« oder »Himmelsgewölbe« bezeichnen, also das, was wir über uns sehen. Die Sonne scheint ja von diesem sichtbaren Himmel herab. Daher muss Saulus etwas anderes gemeint haben, nämlich die himmlische Herrlichkeit Jesu Christi, des erhöhten Menschensohnes. Der Glanz seiner Herrlichkeit ist so groß, dass er die hellste Mittagssonne bei Weitem übertrifft. Im Buch der Offenbarung lesen wir von der Erscheinung des neuen Jerusalem, der Stadt, die aus dem Himmel

herabkommt: »Und ich sah keinen Tempel in ihr, denn der Herr, Gott, der Allmächtige, ist ihr Tempel, und das Lamm. Und die Stadt bedarf nicht der Sonne noch des Mondes, damit sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes hat sie erleuchtet, und ihre Lampe ist das Lamm« (Offb 21,22-23).

Das neue Jerusalem hat keine Sonne, weil es keine benötigt. Die Herrlichkeit Gottes und seines Christus erleuchten diese Stadt. Als Saulus nach dem Erleben dieser Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit die Augen öffnete, sah er nichts. Was geschieht, wenn Menschen direkt in die Sonne schauen? Eine Sonnenfinsternis ist ein seltenes Ereignis, und die meisten Menschen möchten sich dieses Naturschauspiel ansehen. Es ist aber gefährlich, selbst die verdunkelte Sonne mit ungeschützten Augen zu betrachten. Wir können unseren Augen damit ernsthaften Schaden zufügen. Wenn wir also selbst die verfinsterte Sonne nicht mit bloßem Auge ansehen können, wie hell muss dann der Glanz sein, der selbst die hellste Mittagssonne überstrahlt! Die Herrlichkeit Gottes erstrahlt in einer Helligkeit, die das Licht aller Sonnen weit übertrifft.

Kein Engel erschien, um mit Saulus zu kämpfen. Aber dennoch wurde er von einer überirdischen Macht zu Boden geworfen. In demselben Augenblick konnte er plötzlich nichts mehr sehen. Da gab es keine Vorwarnung, nichts hatte sich ereignet, was ihn auf ein außergewöhnliches Geschehen hätte aufmerksam machen können;



er wurde von der höchsten Autorität plötzlich zu Boden geworfen.

Neben dem Licht vom Himmel nahm er eine Stimme wahr, die an anderer Stelle mit dem Rauschen vieler Wasser verglichen wird. Die Stimme redete Saulus persönlich an, indem sie seinen Namen wiederholte: »Saul, Saul!« Jahrhunderte zuvor war Gott dem Mose am Dornbusch erschienen, und auch da hatte er den Namen zweimal genannt. Noch weiter zurück lag die Begebenheit auf dem Berg Moriija, als der Engel des Herrn »Abraham, Abraham!« rief und dem Patriarchen gebot, seinen Sohn zu verschonen. Und in seiner dunkelsten Stunde am Kreuz rief Jesus: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mt 27,46; Mk 15,34).

»Saul, Saul, was verfolgst du mich?« Die Stimme fragte nicht, warum Saulus die Gemeinde verfolgte. Nein, es ging um Christus. Jeder Angriff auf die Gemeinde Christi ist ein Angriff auf ihn selbst. Die Stimme sagte weiter: »Es ist hart für dich, gegen den Stachel auszuschlagen.« Das Holz, das hinter den Zugtieren am Wagen befestigt war, wurde mit eisernen Stacheln gespickt, um widerspenstige Zugtiere am Ausschlagen zu hindern. Kein Zugochse würde auf die Dauer gegen die Stacheln ausschlagen und sich auf diese Weise ständig selbst Schmerzen zufügen.

Die Stimme sagte gleichsam: »Sei nicht wie ein dummer Ochse, der ständig gegen den Stachel ausschlägt. Merkst du nicht, dass du nicht gewinnen kannst? Dein

Kampf ist nutzlos. Es ist Zeit, sich zu unterwerfen.« Die Antwort des Saulus bestand in einer einfachen, aber inhaltsschweren Frage: »Wer bist du, Herr?« Saulus kannte die Identität des einen nicht, der ihn gerade überwältigt hatte. Aber über eines war er sich im Klaren: Wer immer es sein mochte, er war Herr über ihn.

In diesem Erlebnis wurde aus Saulus ein Paulus, ebenso wie aus Jakob Israel wurde. Der Kampf war vorbei. Saulus hatte mit Gott gerungen und war unterlegen. So wie Jesaja wurde er hier berufen. Hier wurde ihm sein künftiger Dienst als Apostel vorgestellt. Sein Leben war verändert worden, und aufgrund der ungeheuer großen Auswirkungen seines gesamten Dienstes änderte sich damit auch der Lauf der Weltgeschichte. Und persönlich fand er in der Niederlage Frieden.

Nachdem er dem König Agrippa diese Geschichte erzählt hatte, fügte er noch die Worte hinzu: »Daher, König Agrippa, bin ich der himmlischen Erscheinung nicht ungehorsam gewesen« (V. 19; Schlachter 2000). Wenn Saulus schon im Kampf *gegen* Christus großen Eifer entwickelt hatte, so wurde er nun im Kampf *für* Christus noch eifriger. In dieser himmlischen Erscheinung hatte ihm die Heiligkeit Gottes so deutlich vor Augen gestanden, dass er diese Erfahrung nie wieder vergaß. In seinen späteren Briefen versuchte er immer wieder, seinen Lesern die absolute Heiligkeit Gottes zu zeigen und ihnen zu verdeutlichen, was das für unser Leben bedeutet. Er wurde ein Mensch,

der gelernt hatte zu verstehen, was es heißt, gerechtfertigt zu sein. Für ihn war der unheilige Krieg vorbei, er war in den heiligen Frieden eingegangen. Er wurde der Apostel, der mit seinen Schriften Martin Luther in seinem Kloster aufweckte. Er wurde der Apostel, der es verstand, den Menschen, die nach ihm kamen, den Weg zum bleibenden Frieden mit Gott zu zeigen.

Der Kampf, den wir Menschen mit dem heiligen Gott führen, liegt in dem Konflikt zwischen Gottes Gerechtigkeit und unserer Ungerechtigkeit begründet. Gott ist gerecht, und wir sind ungerecht. Daraus entsteht im Menschen Angst, Feindschaft und schließlich Hass gegen Gott. Die ungerechte Person sucht nicht die Gegenwart eines gerechten Richters. Wir werden zu solchen, die vor Gott weglaufen und die vor der Gegenwart des einen fliehen, dessen Herrlichkeit wir nicht ertragen können und dessen Gerechtigkeit uns verdammt. Wir befinden uns mit ihm im Kriegszustand, bis wir Gerechtfertigte sind. Nur ein gerechtfertigter Mensch kann in die Gegenwart des heiligen Gottes treten.

Der Apostel Paulus legt dar, was uns bei der Rettung unmittelbar zugutekommt und was gleichsam die Früchte der Rechtfertigung sind. In seinem Brief an die Römer erklärt er, was mit uns geschieht, wenn wir gerechtfertigt und durch den Glauben in den Mantel der Gerechtigkeit Christi eingehüllt sind: »Da wir nun gerechtfertigt worden

sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus, durch den wir mittels des Glaubens auch den Zugang haben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns in der Hoffnung der Herrlichkeit Gottes« (Röm 5,1-2).

Die erste Frucht unserer Rechtfertigung ist *Frieden mit Gott*: Im Altertum war Frieden für die Angehörigen des Volkes Israel ein kostbares Gut, das sie aber sehr oft entbehren mussten. In den heutigen Konflikten im Nahen und Mittleren Osten scheinen die militärischen Auseinandersetzungen der Antike eine Fortsetzung zu finden. Von der Eroberung Kanaans bis zur Phase der römischen Vorherrschaft in neutestamentlicher Zeit haben die Israeliten bzw. die Juden immer wieder verheerende Kriege erlebt. Die geografische Lage Israels als zentrale Landbrücke zwischen Afrika und Asien machte es nicht nur zum Landstrich, durch den Handelsrouten verliefen, sondern ließ es auch zum Aufmarschgebiet feindlicher Heere werden. Das kleine Israel stand oft zwischen den mächtigen, miteinander konkurrierenden Reichen des Altertums, wobei einmal die eine und dann wieder die andere Streitmacht der Nachbarvölker ins Land einfiel.

Die Juden sehnten sich nach Frieden, nach dem Tag, an dem die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden würden. Sie warteten auf die Zeit, da der Friedefürst kommen und die ständigen Kriege und Feindschaften beenden würde. Für die Juden war das Streben nach Frie-

den so wichtig, dass ebendieses Wort *Friede* zum täglichen Gruß geworden ist. Wenn wir »Guten Tag« sagen, wünschen die Juden bzw. die Israelis einander »Schalom« – *Friede*. Das ist ein fest integriertes Wort in ihrer Sprache mit einem weiten Bedeutungsspielraum.

Das Wort *Frieden* bezieht sich in unserer Sprache ursprünglich wohl auf das Ende militärischer Konflikte. Es hat aber noch eine tiefere Bedeutung. Die Juden strebten auch nach innerem Frieden, nach der Ruhe der Seele, dem Frieden für den aufgewühlten Geist, nach innerer Harmonie.

Ich erinnere mich gut an einen heißen Sommertag im Jahr 1945, als ich auf einer Straße in Chicago Ball spielte. Das Spiel war für mich wichtig, denn ich wollte es unbedingt gewinnen. Ich war daher sehr ärgerlich, als plötzlich Geschrei und Tumult um mich waren, die mein Spiel beendeten. Meine Mutter kam angerannt, nahm mich in ihre Arme, drückte mich, weinte und rief ein um das andere Mal: »Zu Ende! Zu Ende! Zu Ende!«

Es war der Tag des endgültigen Sieges über die Kriegsgegner der USA.<sup>32</sup> Mir war nicht ganz klar, was das alles bedeutete. Aber eines war sicher: Der Krieg war zu Ende. Mein Vater würde nach Hause kommen. Es würde keine Feldpostbriefe in ferne Länder mehr geben, keine Kriegs-

---

<sup>32</sup> A.d.H.: Anders als in Europa endete der Zweite Weltkrieg im asiatisch-pazifischen Raum erst im August bzw. September 1945.

berichte und keine Lebensmittelkarten. Der Krieg war vorbei. Endlich herrschte wieder Frieden.

Diese Augenblicke des Jubels haben einen bleibenden Eindruck in mir hinterlassen. Ich lernte, dass Frieden etwas sehr Wichtiges ist, ein Grund für ungehinderte Freude, wenn er endlich zustande kommt, und für bittere Reue und tiefe Trauer, wenn er genommen ist.

An diesem Tag dachte ich, der Frieden sei für immer eingeekehrt. Ich hatte keine Ahnung von der Zerbrechlichkeit des Friedens. Es dauerte nicht lange, bis von Truppenaufmärschen in China, von der nuklearen Bedrohung durch die Russen und von der Blockade Westberlins die Rede war. Der Frieden für Amerika war nur von kurzer Dauer. Bald kam der Krieg in Korea und dann in Vietnam.

Zerbrechlich, unbeständig, schwach. Das ist normalerweise der Zustand des Friedens auf Erden. Anscheinend schließt man oftmals Friedensverträge, um sie anschließend wieder zu brechen. Wie Neville Chamberlain nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens im Jahr 1938 haben auch wir alle immer wieder erklärt: »Wir haben gerade den Frieden erreicht, den unsere Zeit braucht«, ohne zu erkennen, dass durch solche Abkommen der Frieden in der menschlichen Geschichte eben keineswegs gesichert worden ist.<sup>33</sup>

---

<sup>33</sup> A.d.H.: Hier geht es um das Auftreten des britischen Premierministers Chamberlain in London, als er von der Unterzeichnung des Münchner

Wir lernen schnell, uns nicht zu sehr auf den Frieden zu verlassen. Krieg und Unfrieden drängen sich schnell auf. Trotzdem sehnen wir uns nach einem dauerhaften Frieden, auf den wir uns verlassen können und den der Apostel Paulus im Römerbrief beschreibt.

Wenn unser unheiliger Krieg mit Gott vorbei ist, wenn wir gerechtfertigt sind durch den Glauben, dann ist der Krieg für immer vorbei. Mit der Reinigung von unseren Sünden und der Proklamation der göttlichen Vergebung sind wir einen Friedensvertrag mit Gott eingegangen, der ewige Gültigkeit besitzt. Die erste Frucht unserer Rechtfertigung ist Frieden mit Gott. Dieser Frieden ist ein heiliger Frieden, ein makelloser, die irdischen Erfahrungen übersteigender Frieden. Es ist ein Frieden, der nicht zerstört werden kann.

Wenn Gott »einen Friedensvertrag unterzeichnet«, dann hat er ewige Gültigkeit. Dann ist der Krieg für immer vorbei. Natürlich sündigen wir danach noch, wir rebellieren auch noch, wir vollbringen noch gottfeindliche Taten. Aber wir haben einen Fürsprecher beim Vater, einen Mittler, der den Frieden erhält. Er regiert auch den Frieden, weil er sowohl der Friedefürst (vgl. Jes 9,5) als auch *unser* Friede ist (vgl. Eph 2,14).

---

Abkommens zurückgekehrt war. Seine katastrophale Fehleinschätzung zeigte sich bereits kurz danach, als mit dem Abwurf der ersten deutschen Bomben der Luftkrieg über Großbritannien begann.

Wir werden nun Kinder Gottes genannt. Das ist ein Titel, der denen geschenkt wird, die zum Frieden bereit sind. Unsere Sünden werden nun von einem liebenden Vater immer wieder vergeben, wenn wir sie ihm bekennen, aber grundsätzlich haben wir Frieden. Er ist unser Besitz, besiegelt und garantiert durch Christus.

Unser Frieden mit Gott ist nicht zerbrechlich. Wenn wir sündigen, gefallen wir Gott nicht, und er wird uns korrigieren und uns der Sünde überführen. Aber sein Bogen ist nicht mehr gespannt, und der Pfeil seines Zorns trifft uns nicht mehr, weil wir Frieden mit ihm haben.

Der Frieden der Rechtfertigung stillt in uns die tiefe Sehnsucht nach dem inneren Frieden, dem Frieden mit Gott, obwohl er sich auch auf die Umgebung auswirkt, in der wir Friedensstifter sein sollen. Es war der Kirchenvater Augustinus, der einmal betete: »O Herr, ... zu deinem Eigentum erschufst du uns, und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in dir.«<sup>34</sup> Wir alle kennen diese innere Ruhelosigkeit. Wir kennen das nagende Gefühl der Leere und der Schuld. Es ist die Folge der Entfremdung von Gott. Ist aber der Frieden einmal geschlossen, wird die schreckliche Leere ausgefüllt, und unsere Herzen können stille sein.

Das Neue Testament spricht von dem Frieden, der jedes Verstehen übersteigt. Es ist der Frieden, den nur

---

<sup>34</sup> Aurelius Augustinus, *Bekenntnisse*, 1. Buch, 1. Kapitel,  
URL: <http://www.augustiner.de/files/augustiner/downloads/Bekenntnisse.pdf>  
(abgerufen am 18.10.2017).



Christus schenken kann. Es ist der Frieden, den Christus selbst besitzt. Als Christen sind wir die Erben Christi. In Matthäus 25,34 lesen wir, dass der König zu seinen Getreuen sagen wird: »Kommt her, Gesegnete meines Vaters, erbt das Reich, das euch bereitet ist von Grundlegung der Welt an.« Das Reich ist nicht das einzige Erbe, das Christen antreten werden. Christus hinterlässt uns auch seinen Frieden: »Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz werde nicht bestürzt, sei auch nicht furchtsam« (Joh 14,27).

Dieses Geschenk ist anders als das, was uns die Welt zu bieten hat. Es stehen keine versteckten Motive dahinter. Keine unheilvollen Bedingungen sind daran geknüpft. Er gibt uns seinen Frieden vollkommen ohne Eigennutz, nur zu unserem Besten. Es ist ein Geschenk aus einer anderen Welt, und es gehört uns für immer.

Frieden ist nur *eine* unmittelbare Frucht der Rechtfertigung. Zu dem Frieden kommt noch etwas hinzu: *Zugang zu dem heiligen Gott*. Dieses Wort ist entscheidend für jeden, der je mit dem heiligen Gott gerungen hat. Wir alle kennen Tafeln oder Schilder in unserer Umgebung, auf denen »Kein Zutritt« oder »Zutritt verboten« zu lesen ist. Seit Adam und Eva aus dem Garten Eden vertrieben worden sind, ist Menschen in ihrem sündigen Zustand der Zutritt zu diesem Garten verwehrt. Und im Alten Testament war dem Volk Israel der Zutritt zu dem Aller-

heiligsten untersagt. Selbst der Hohepriester hatte nur einmal im Jahr bedingten Zutritt. Ein dicker Vorhang trennte das Allerheiligste von dem übrigen Bereich des Heiligtums ab. »Zutritt verboten!« Hierher durfte kein »normaler« Priester, geschweige denn ein gewöhnlicher Israelit kommen.

In dem Augenblick, da Jesus starb, zerriss der Vorhang im Tempel. Der Zugang in die Gegenwart Gottes ist für die Menschen frei geworden. Wir haben nun Zutritt zu dem »heiligen Land«. Wir haben Zugang zu der Gnade Gottes. Ja, mehr noch: Wir haben Zugang zu ihm selbst. Die Gerechtfertigten brauchen zu dem Heiligen nicht mehr zu sagen: »Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr« (Lk 5,8). Wir dürfen nun mit freudiger Zuversicht in die Gegenwart des heiligen Gottes treten, weil wir angenommen sind. Wir können ihm unsere Fragen vorlegen. Er ist nicht fern von uns, er hört unser Schreien. Wir kommen als solche, die in Christus gerechtfertigt sind. Ich wiederhole: *Wir dürfen mit freudiger Zuversicht in die Gegenwart Gottes treten, weil er uns angenommen hat.* Wir kommen in Ehrfurcht, in dem Geist der Ehrerbietung und Anbetung, aber die herrliche, frohe Botschaft besteht darin, dass wir kommen dürfen:

Da wir nun einen großen Hohenpriester haben, der durch die Himmel gegangen ist, Jesus, den Sohn Gottes, so lasst uns das Bekenntnis festhalten; denn

wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitleid zu haben vermag mit unseren Schwachheiten, sondern der in allem versucht worden ist in gleicher Weise wie wir, ausgenommen die Sünde. Lasst uns nun mit Freimütigkeit hinzutreten zu dem Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe (Hebr 4,14-16).

Wir sind eingeladen, mit Zuversicht vor den Thron der Gnade zu kommen. Andere Übersetzungen geben das entsprechende Wort mit *Freimütigkeit* wieder. Als Gerechtfertigte können wir freimütig vor Gott hintreten. Freimütigkeit und Zuversicht dürfen nicht mit Arroganz und Leichtfertigkeit verwechselt werden. Ussa handelte nicht freimütig. Er war ehrfurchtslos und handelte unüberlegt (1Chr 13,9-10). Das Verhalten von Nadab und Abihu hatte nichts mit Zuversicht zu tun, eher mit Missachtung göttlicher Anweisungen und mit Arroganz (3Mo 10,1). Wir können freimütig und zuversichtlich Gott nahen. Wir brauchen nicht zweifelnd und ängstlich zu kommen. Aber wenn wir kommen, müssen wir bedenken, wer Gott ist und wer wir sind.

Für den Christen ist das Ringen mit Gott zu Ende. Frieden ist eingekehrt. Der Zugang zum Vater ist uns geschenkt. Allerdings müssen wir uns dabei immer wieder bewusst machen, wer und wie Gott ist. Er ist heilig. Er ist derjenige, dem unsere ganze Ehrfurcht und Verehrung

gebührt. Luther erklärte es einmal folgendermaßen: Wir sollen Gott fürchten, nicht mit der knechtischen Furcht eines Gefangenen vor seinem Peiniger, sondern wie Kinder, die ihren geliebten Vater nicht betrüben wollen.<sup>35</sup> Wir kommen zu ihm mit Zuversicht. Wir kommen zu ihm in Freimütigkeit. Wir haben Zugang zu ihm. Wir haben heiligen Frieden.

---

35 A. d. H.: Vgl. dazu folgendes Zitat von Martin Luther: »Die Theologen haben viel gesagt und disputiret von der knechtischen und kindlichen Furcht. Und zwar kann man leicht einsehen und erkennen, was für ein Unterschied ist zwischen einem Vater, der seinen Sohn züchtigt und stäupet, und ... einem Henker und Stockmeister.«

URL: <https://books.google.de/books?id=6IJPAAAAAYAAJ&pg=PA938&clpg=PA938&dq=> (abgerufen am 19. 10. 2017).

## Ihr sollt heilig sein



Hüte dich, Apollyon und siehe wohl zu, was du tust,  
denn ich bin auf des Königs Heerstraße und  
auf dem Weg der Heiligung; darum lass ab von mir!<sup>36</sup>

JOHN BUNYAN



In der frühchristlichen Zeit wurden die Gläubigen auch *Heilige* genannt. Seit dieser Zeit hat sich die Bedeutung des Wortes innerhalb der Christenheit stark verändert. Heute verbindet man mit dem Begriff das Bild eines außerordentlich gerechten Menschen, einer Person von außergewöhnlicher Frömmigkeit und geistlicher Kraft. Die römisch-katholische Kirche hat daraus einen Titel für Menschen gemacht, die in eine spezielle Liste von

---

<sup>36</sup> *Pilgerreise zur seligen Ewigkeit*, 10. Auflage, Lahr-Dinglingen: Verlag der St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt, 1983, S. 77.

sogenannten »geistlichen Helden und Heldinnen« aufgenommen werden.

Die Bibel bezeichnet alle Christen als *Heilige*. Jeder, der zum neutestamentlichen Volk Gottes gehört, wird zu Recht so genannt. Es mag befremdlich auf uns wirken, dass Gläubige, die noch mit allen möglichen Sünden zu kämpfen haben, Heilige genannt werden. Wenn wir die Briefe des Apostels Paulus lesen, verwirrt es uns manchmal, dass er seine Leser als Heilige anredet und sie dann wegen ihrer falschen und sündigen Verhaltensweisen tadelt.

Die Heiligen der Bibel werden so genannt, weil Gott sie abgesondert und zur Reinheit berufen hat, nicht weil sie von sich aus den Merkmalen entsprechen, die man mit diesem Begriff verbindet. Das Wort *heilig* hat, wenn es auf Menschen angewandt wird, dieselbe zweifache Bedeutung wie bei der Wesensbeschreibung Gottes. Erinnern wir uns daran, was wir in einem früheren Kapitel über die Bedeutung der Heiligkeit Gottes festgehalten haben: Erstens zeigt der Begriff, dass Gott völlig anders ist als wir – abgesondert von uns –, und zweitens wird damit auf seine absolute Reinheit hingewiesen. Aber wir sind nicht Gott; wir können die Grenzen der Diesseitigkeit nicht überwinden, solange wir hier leben, und sind ganz bestimmt nicht rein. Wie kann uns dann die Bibel als »Heilige« bezeichnen?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir in das Alte Testament zurückgehen. Als Gott die Israeliten aus

der Knechtschaft in Ägypten herausführte, machte er eine Nation aus ihnen und sonderte sie von den anderen Nationen ab. Er nannte sie sein auserwähltes Volk und gab ihnen einen bestimmten Auftrag. Er sagte zu ihnen: »So seid heilig, denn ich bin heilig« (3Mo 11,45; vgl. auch V. 44).

Diese spezielle Berufung in Bezug auf Israel entspricht dem Grundgedanken einer heiligen Stellung vor Gott. Der Mensch war ursprünglich beauftragt, heilig zu sein. Wir sind im Bild Gottes erschaffen worden. Gottes Ebenbild zu sein, bedeutet unter anderem, die göttliche Wesensart widerzuspiegeln und auszustrahlen. Der Mensch wurde erschaffen, um der Welt die Heiligkeit Gottes zu zeigen.

Als ich ein Kind war, wurde ich in dem Westminster-Katechismus unterwiesen. Die erste Frage darin heißt: »Was ist das höchste Ziel des Menschen?« Bei dieser Frage geht es um die wichtigste Aufgabe, der sich jeder Mensch stellen muss. Die Antwort lautet: »Das höchste Ziel des Menschen ist, Gott zu verherrlichen und sich für immer an ihm zu erfreuen.«<sup>37</sup>

Als Junge hatte ich Schwierigkeiten mit dieser Aussage. Für mich passten damals die zwei Teile der Antwort nicht zusammen. Ich konnte nicht sehen, was Freude mit der Verherrlichung Gottes zu tun haben sollte. Ich erkannte, dass die Verherrlichung Gottes etwas mit Gehorsam

---

<sup>37</sup> Vgl. jeweils

[https://www.bucer.org/fileadmin/\\_migrated/tx\\_org/mbstexte061.pdf](https://www.bucer.org/fileadmin/_migrated/tx_org/mbstexte061.pdf) (abgerufen am 20. 10. 2017).

gegenüber seinem heiligen Gesetz zu tun hatte. Und das sah mir nicht nach Freude aus. Ich wusste bereits um den Konflikt zwischen meinem eigenen Vergnügen und dem Gehorsam gegenüber Gottes Gesetz. Im Unterricht zitierte ich pflichtgemäß die geforderte Antwort, aber so richtig verstand ich sie nicht. Ich sah Gott eher als denjenigen, der meine Freude beeinträchtigte. Ihn zu verherrlichen und dies als Ziel meines Lebens zu begreifen – das war nicht nach meinem Sinn.

Es war mein großes Problem in meiner Jugendzeit, dass ich den Unterschied zwischen Freude und Vergnügungen nicht verstand. Ich würde hier gern davon berichten, dass ich in meinem Leben als Erwachsener die kindischen Dinge abgelegt habe. Im umfassenden Sinne kann ich leider nicht sagen, dass dies der Fall ist. Es gibt immer noch kindische Dinge, an denen ich als Erwachsener festhalte. Ich kämpfe immer noch mit dem Unterschied zwischen wahrem Glück und bloßem Vergnügen. In meinem Kopf ist der Unterschied klar, aber nicht in meinen Gefühlen.

Ich habe viele Sünden in meinem Leben begangen. Keine einzige hat mich auch nur im Geringsten je glücklich gemacht. Ganz im Gegenteil, ich bin sehr unglücklich dadurch geworden. Es ist mir immer wieder unverständlich, wie viele prominente Persönlichkeiten in Fernseh- und Zeitschrifteninterviews erklären können, dass sie nichts in ihrem Leben ändern würden, wenn sie



noch einmal von vorn anfangen könnten. So viel Torheit ist mir unbegreiflich. Es gibt vieles in meiner Vergangenheit, was ich anders machen würde, wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte.

Meine Sünden haben mir kein Glück und keine Freude gebracht, wohl aber zeitlich begrenztes Vergnügen. Ich liebe das Vergnügen. Vergnügen kann Freude sein; nicht alles Vergnügen ist Sünde. Man kann auch Vergnügen in der Gerechtigkeit finden. Doch der Unterschied bleibt bestehen. Sünde kann Vergnügen irdischer Art bereiten, aber nie glücklich machen.

Wieso kann mich nun die Sünde reizen, wenn ich doch dies alles erkenne? Es scheint doch lächerlich zu sein, dass jemand, dem der Unterschied zwischen wahren Glück und bloßem Vergnügen klar ist, sein Glück gegen Vergnügen eintauscht. Völlig töricht kommt es einem vor, dass jemand etwas tut, von dem er weiß, dass es ihm sein Glück rauben wird. Trotzdem tun wir es. Die Sünde ist nicht nur schlimm und zerstörerisch, sie ist darüber hinaus auch Ausdruck großer Torheit.

Viele Jahre lang habe ich Zigaretten geraucht. Es sind vermutlich Hunderte von Leuten gewesen, die mich während dieser Zeit darauf aufmerksam gemacht haben, dass das Rauchen schädlich ist. Sie wiesen mich nur auf das hin, was jeder Raucher heute ohnehin weiß. Auch ich wusste, dass es schädlich ist, lange bevor ich mich bekehrte und Christ wurde. Ich wusste es seit meiner ersten Zigarette.

Trotzdem rauchte ich immer weiter. Purer Irrsinn. Genau das ist es, was Sünde im tiefsten Grunde ist.

Haben Sie je etwas getan, nur weil Ihnen danach zumute war, obwohl Sie genau wussten, dass es verkehrt war? Wenn Sie diese Frage verneinen, haben Sie entweder gelogen oder sich selbst betrogen. Tatsache ist, dass wir alle in diese Falle geraten. Wir handeln nach unseren Gefühlen und nicht nach dem, was wir wissen und was wir tun sollten. Kein Wunder, dass Paulus ausrief: »Ich elender Mensch! Wer wird mich retten von diesem Leib des Todes?« (Röm 7,24).

Wir sind dazu berufen, heilig zu sein. Aber wir sind es nicht. Das ist unser Problem. Nun sind wir wieder bei der Frage: Warum bezeichnet uns die Bibel als Heilige, wenn wir gar nicht heilig sind?

Aus zwei Gründen bezeichnet die Heilige Schrift die Gläubigen als *Heilige*. Erstens, weil sie Gott geweiht sind. Das heißt, sie sind abgesondert, sie sind dazu berufen, anders zu leben, als der Mensch natürlicherweise lebt. Das Leben des Christen ist ein Leben, das der Betreffende in Abgrenzung von der Welt führt. Dieser Gedanke kommt im Römerbrief deutlich zum Ausdruck:

Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer, was euer vernünftiger Dienst ist. Und seid nicht gleichförmig

dieser Welt, sondern werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes, dass ihr prüfen mögt, was der gute und wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes ist (Röm 12,1-2).

Im Alten Testament konzentrierte sich der Gottesdienst auf den Altar und auf die Opfer, die Gott dargebracht wurden. Wir können wohl davon ausgehen, dass die meisten dieser Opfer Sündopfer waren. Die Tieropfer besaßen in sich keine Kraft, die Sünden zu sühnen. Diese Opfer waren Sinnbilder, die auf das eine große Opfer hinwiesen, das am Kreuz dargebracht werden sollte. Nachdem das vollkommene Lamm auf Golgatha geschlachtet worden war, hörten die Opfer des Alten Bundes auf, die auf dem Altar dargebracht worden waren. In der Gemeinde der neutestamentlichen Gläubigen gibt es keine Vorkehrungen für Tieropfer, weil dafür keine Notwendigkeit mehr besteht. Wer im Zeitalter der Gnade Tieropfer darbringt, wertet das vollkommene Opfer Christi ab und missachtet dessen Bedeutung.

Weil die Zeiten der Tieropfer in der gegenwärtigen Heilsordnung der Gnade vorbei sind, meinen viele Leute, Gott seien alle Opfer zuwider. Aber das stimmt nicht. In der angeführten Stelle aus dem Römerbrief ruft der Apostel zu einer neuen Art des Opfers auf – zu einem *lebendigen* Opfer, das unser ganzes Menschsein umfasst. Hier geht es nicht um die Darbringung von Tieren und land-

wirtschaftlichen Erträgen, sondern vielmehr darum, uns selbst Gott zum Opfer zu geben. Dieses neue Opfer ist kein Sühnopfer und auch kein Sündopfer, sondern ein Dankopfer.

In den Kapiteln vorher hat Paulus in seinem Brief an die Römer das Rettungswerk Christi für uns sorgfältig beleuchtet und erklärt. Im Licht dieser aus Gnaden geschehenen Rechtfertigung, die Christus für uns erworben hat, besteht die einzige angemessene Schlussfolgerung für uns darin, in Anbetung und Dankbarkeit uns selbst Gott ganz und gar als lebendiges Opfer zur Verfügung zu stellen.

Wie sieht dieses lebendige Opfer aus? Zunächst beschreibt es Paulus als Leben, das der Betreffende in Abgrenzung von der Welt führt: »Seid nicht gleichförmig dieser Welt.« An diesem Punkt schlagen viele Christen einen falschen Weg ein. Es ist klar, dass wir uns nicht an den Maßstäben der Welt orientieren sollen. Aber es ist gar nicht so einfach, genau zu verstehen, was in diesem Fall damit gemeint ist. »Gegen den Strom zu schwimmen«, ist ein schwieriges Unterfangen, das leicht in Oberflächlichkeit ausarten kann.

Es ist tragisch, dass Christen die Frage eines Lebens, das sich von der Welt abgrenzt, oft nur oberflächlich bedenken. Wenn es darum geht, ein Leben nach den Maßstäben der Welt zu vermeiden, meinen sie, dies lasse sich am einfachsten dadurch verwirklichen, dass man das

Gegenteil von dem tut, was gerade Mode ist. Liegt kurzes Haar im Trend, so trägt man sein Haar eben lang. Sind Kinobesuche populär, dann vermeiden Christen es, in irgendwelche Filme zu gehen. Ein Extrem davon können wir bei manchen religiösen Sondergemeinschaften beobachten, die keine Knöpfe an ihrer Kleidung tragen und keine Elektrizität benutzen, weil das aus ihrer Sicht weltliche Dinge sind.

Eine oberflächliche Art, sich nicht an die Welt anzupassen, ist die allseits bekannte Fußangel des Pharisäertums. Beim Reich Gottes geht es nicht um Knöpfe, Kinobesuche oder Tanzvergügungen. Die Belange Gottes drehen sich nicht um Essen und Trinken. Bei der Berufung zu einem christlichen Lebensstil in Abgrenzung von der Welt geht es stattdessen um eine viel tiefgründigere Gerechtigkeit, die über diese äußerlichen Dinge weit hinausgeht. Wenn man Frömmigkeit ausschließlich anhand von Äußerlichkeiten definiert, geht man an der Lehre der Schrift vorbei, die der Apostel hier darlegt. Wer dies tut, dem ist entgangen, was Jesus sagen will, wenn er seinen Zuhörern erklärt, dass nichts von dem, was in den Mund hineingeht, den Menschen verunreinigt, sondern das, was aus dem Mund herauskommt. Wir wollen das Reich Gottes oft nur noch auf »Essen und Trinken« beschränken.

Warum nehmen solche Verzerrungen in christlichen Kreisen überhand? Die einzige Antwort, die ich geben kann, ist: Es liegt an der Sünde. Was wir für Kennzeichen

der Frömmigkeit halten, kann in Wirklichkeit letztendlich Gottlosigkeit unter Beweis stellen. Wenn wir uns vorwiegend bei Kleinigkeiten aufhalten und unbedeutende Belanglosigkeiten überbewerten, äffen wir die Pharisäer nach. Wenn wir Nebensächlichkeiten zum Prüfstein der geistlichen Gesinnung erheben, setzen wir eine billige Moral an die Stelle echter Gewissenhaftigkeit. Wir tun das, um die tiefer gehenden Fragen im Blick auf praktische Gerechtigkeit zu verdunkeln. Jeder kann gewisse Nebensächlichkeiten vermeiden. Das erfordert keine moralische Anstrengung. Viel schwieriger ist es, die Zunge im Zaum zu halten, rechtschaffen zu handeln und die Frucht des Geistes hervorzubringen.

Ich habe noch nie eine Predigt über Begierde oder Habsucht gehört, aber viele über Whisky und die Auswirkungen der Trunksucht. Seltsam! Selbstverständlich bezeichnet die Bibel Trunkenheit als Sünde. Aber nicht einmal in den Zehn Geboten finden wir dieses Laster gesondert aufgezählt. Was wir dagegen dort finden, ist das Verbot der Begehrlichkeit. Wer wirklich »gegen den Strom schwimmt«, ist ein Mensch, der sich nicht nach seinen Begierden richtet, der aufhört, Schlechtes über andere zu reden, der seine Faulheit aufgibt, der aufhört, zu hasen und bittere Gefühle zu nähren, und der die Frucht des Geistes in seinem Leben wachsen lässt.

Jesus tadelte die Pharisäer scharf, weil es in ihrem Leben und ihren Lehren vorwiegend um äußere Dinge ging:

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Denn ihr verzehntet die Minze und den Dill und den Kümmel und habt die wichtigeren Dinge des Gesetzes beiseitegelassen: das Gericht und die Barmherzigkeit und den Glauben. Diese aber hättet ihr tun und jene nicht lassen sollen. Blinde Leiter, die ihr die Mücke sieht, das Kamel aber verschluckt! (Mt 23,23-24).

Jesus wies die Schriftgelehrten und die Pharisäer zurecht, weil sie die wichtigen Angelegenheiten vernachlässigten und den nebensächlichen Dingen höchste Bedeutung beimaßen. Jesus machte auch klar, dass es nicht um eine Frage des *Entweder-oder*, sondern um ein *Sowohl-als-auch* ging. Der Zehnte sollte entrichtet werden, aber dennoch durfte man die mit Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben verbundenen Fragen keineswegs vernachlässigen. Die Pharisäer sorgten dafür, dass die äußeren, sichtbaren Dinge in Ordnung waren, ignorierten aber die geistlichen Angelegenheiten, die sich auf einer höheren Ebene befanden.

Jeder kann ein Leben in Abgrenzung von der Welt um der Sache selbst willen führen, aber ich betone nochmals, dass das eine billige Frömmigkeit ist, unter Umständen sogar Sünde. Wozu wir als Christen letztendlich berufen sind, ist mehr als ein Leben, das sich von den Grundsätzen der Welt unterscheidet. Wir sind dazu berufen, *umgestaltet* zu werden. Von demjenigen, der sich nicht an den Maß-

stäben der Welt orientiert, kann man sagen, dass er außerhalb von etwas steht. Falls es unser Ziel als Christen ist, außerhalb zu stehen, befürchte ich, dass wir darin recht erfolgreich sind.

Doch die Bibel sagt uns, dass wir *umgestaltet* werden sollen. Das bedeutet, dass wir uns über die Formen und Ordnungen dieser Welt erheben sollen. Wir sollen nicht dem Lauf der Welt folgen, sondern diesen Lauf durchbrechen und uns zu einem Leben auf höherer Ebene rufen lassen. Das ist ein Ruf zu einer herausragenden Stellung, zu Vollkommenheit, nicht zu einer Außenseiterhaltung um ihrer selbst willen. Der Christ, der sich selbst als lebendiges Opfer hingibt und auf diese Weise in Wahrheit Gott dient, ist ein Mensch mit einem hohen Maßstab der Disziplin. Eine oberflächliche Form der Gerechtigkeit kann ihm nicht genügen. Ein »Heiliger« ist zu konsequentem Streben nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit berufen. Er ist dazu berufen, ein tiefes geistliches Verständnis zu gewinnen.

In Römer 12,2 betont Paulus, dass die Umgestaltung des Lebens vor allem durch die »Erneuerung [des] Sinnes« von-statten geht. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Belehrung – ernsthafte, tiefgreifende Belehrung, disziplinierte Belehrung in den Angelegenheiten Gottes. Dazu müssen wir das Wort Gottes verstehen lernen. Wir müssen Menschen sein, deren Leben sich verändert, weil ihr Denken und Streben sich geändert hat.



Wahre Umgestaltung erfolgt dort, wo wir ein neues, auf die Bibel gegründetes Gottes-, Menschen- und Weltverständnis gewinnen. Am Ende sollen wir einmal in das Bild Christi umgestaltet sein. Wir sollen das Wesen Jesu widerspiegeln, allerdings nicht in dem Sinn, dass wir Gott wären. Aber unser Menschsein soll die Merkmale des vollkommenen Wesens Jesu ausstrahlen und widerspiegeln. Welch ein hoher Anspruch!

Um dem Wesen Jesu immer ähnlicher zu werden, müssen wir anfangen, so wie er zu denken. Wir müssen »Christi Sinn« (1Kor 2,16) haben. Wir müssen das als wertvoll betrachten, was auch er als wertvoll ansieht, und die Dinge verabscheuen, die ihm zuwider sind. Wir müssen unsere Prioritäten nach ihm ausrichten und das für wichtig halten, was auch ihm wichtig ist.

Das kann nur geschehen, wenn wir in seinem Wort tief verwurzelt sind. Der Schlüssel zu geistlichem Wachstum besteht darin, dass wir uns biblische Zusammenhänge umfassend aneignen und uns entsprechend belehren lassen, was ein hohes Maß an Opferbereitschaft erfordert.

Das ist die Berufung zu der herausragenden Stellung, die dem Christen zugeordnet ist. Wir sollen nicht wie die Menschen leben, die sich mit einem oberflächlichen Gottesverständnis zufriedengeben. Wir sollen uns nicht mit der geistlichen Milch begnügen, sondern nach fester Speise verlangen (Hebr 5,12-14).

Es gibt noch einen zweiten Grund dafür, warum die Bibel Gläubige als *Heilige* bezeichnet: Ein Heiliger zu sein, bedeutet nämlich mehr, als nur von der Welt abgesondert zu leben. Es heißt auch, in einem Prozess der Heiligung zu stehen, der von entscheidender Bedeutung ist. In diesem Prozess geht es um tägliche Reinigung. Wer gerechtfertigt ist, muss auch geheiligt werden.

Luther gebrauchte die bekannte lateinische Wendung *simul iustus et peccat[or]*<sup>38</sup>, um den Zustand des gerechtfertigten Sünders zu beschreiben. Ein Heiliger ist gerecht, aber gleichzeitig noch sündig. Dass ein Heiliger noch sündigt, ist offensichtlich. Wieso kann er dann gerecht sein? Er ist gerecht, weil er gerechtfertigt wurde. In sich und von sich aus ist er nicht gerecht. Er ist vor Gott gerecht gemacht worden durch die Gerechtigkeit Christi. Das ist es, was Rechtfertigung aus Glauben bedeutet. Wenn wir unser Vertrauen hinsichtlich unserer Errettung einzig und allein auf Christus setzen, rechtfertigt Gott uns aufgrund des Werkes Christi. Seine Gerechtigkeit wird uns zuteil, wenn wir ihm ganz und gar vertrauen. Das ist eine rechtskräftige Zurechnung, die Gott vornimmt, während wir noch Sünder sind.

Klingt das nicht wie Betrug? Gott betrachtet uns als gerecht, obwohl wir das von uns aus keineswegs sind. Nein, es ist kein Betrug! Es ist der Kern des Evangeliums,

---

38 A. d. H.: »Zugleich gerecht und Sünder« (vgl. WA 56, 347, 3-4).

der Frohen Botschaft! Wir können vor dem Richterstuhl des gerechten und heiligen Gottes als Gerechtfertigte erscheinen. Es ist die Gerechtigkeit Christi, die uns durch den Glauben zugerechnet wird. Das ist kein Betrug und keine Täuschung. Diese Zurechnung ist Realität. Was Gott sagt, hat Gültigkeit. Er steht zu seinem Wort. Die Gerechtigkeit Christi ist wirklich und wahrhaftig uns zuteilgeworden, wenn wir das Geschehen am Kreuz für uns angenommen haben. Gott sieht uns als Gerechte, weil wir mit der Gerechtigkeit Christi bekleidet worden sind. Es ist nicht nur einfach so, dass Christus durch seinen Tod unsere Schuld bezahlt hat. Er hat nicht nur unsere Sünden und unsere Schuld auf sich genommen. Vielmehr haben wir aufgrund seines vollbrachten Werkes auch freien Zugang zum Vater. Das ist die einzige Möglichkeit für einen Menschen, der von sich aus nicht gerecht ist, in der Gegenwart des gerechten und heiligen Gottes zu stehen.

Bei diesem Grundgedanken der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi muss man sehr aufpassen. Sie wird leicht mit anderen Dingen verwechselt und in gefährlicher Weise missbraucht. Manche Leute nehmen an, dass die Umgestaltung des Lebens für uns kein Herzensanliegen mehr sein müsse, sobald wir an Christus glauben. Nach dieser Sichtweise kann die Rechtfertigung durch Glauben als Freibrief zum Sündigen gesehen werden. Warum sollen wir uns um eine Änderung unseres sündigen Lebensstils bemühen, wenn uns doch die Gerechtigkeit Christi schon

zugerechnet ist? Wenn unsere guten Werke uns nicht in den Himmel bringen, warum sollen wir dann überhaupt solche Werke vollbringen? Ein wahrhaft Gerechtfertigter wird nie derartige Fragen stellen.

Wir werden zwar allein durch Glauben gerecht, aber nur durch einen lebendigen Glauben. »Der Glaube ohne die Werke [ist] tot« (Jak 2,26). Ein lebendiger Glaube bringt sofort Früchte der Buße und Gerechtigkeit hervor. Wenn ein Mensch sagt, er hat Glauben, und es folgen keine Werke, so ist dies der klare Beweis dafür, dass sein Glaube nicht echt ist. Wahrer Glaube bringt immer Übereinstimmung mit dem Wesen Christi hervor. Wenn ein Mensch gerechtfertigt worden ist, wird diesem Akt ganz gewiss der Prozess der Heiligung folgen. Wenn es keine Heiligung gibt, so zeigt das nur, dass keine Rechtfertigung stattgefunden hat.

Wenn wir glauben, werden wir sofort gerechtfertigt. Gott wartet nicht auf unsere guten Werke, um uns dann für gerecht zu erklären. Als Sünder, nicht als Gerechte, werden wir gerechtfertigt.

Wie viel Zeit vergeht, ehe ein gerechtfertigter Sünder anfängt, nach Reinheit zu streben? Keine! Zwischen unserer Rechtfertigung und dem *Beginn* unserer Heiligung steht keine Zeit. Aber es vergeht viel Zeit zwischen unserer Rechtfertigung und der *Vervollkommnung* der Heiligung.

Luther benutzte einen einfachen Vergleich, um diesen Tatbestand zu erklären. Er beschrieb den Zustand eines Menschen, der an einer tödlichen Krankheit litt. Der Arzt

erklärte, er habe eine Medizin, die ganz sicher zur Heilung führen würde. In dem Augenblick, in dem der Patient die Medizin einnahm, erklärte der Arzt ihn für geheilt. War der Betreffende tatsächlich so schnell geheilt worden? Nein! Aber der Heilungsprozess hatte begonnen. So ist es mit unserer Heiligung. In dem Augenblick, in dem wir wirklich glauben und gerechtfertigt werden, beginnt unsere Neuwerdung. Der Prozess unserer Reinigung und Heiligung hat angefangen, und Gott bürgt dafür, dass sein Werk in uns zum Abschluss kommen wird.

Das Ziel des Wachstums eines Christen besteht darin, dass er in der praktischen Gerechtigkeit vorankommt. Diese Aussage mag manchen heutigen Christen zu extrem klingen. In christlichen Kreisen redet man selten über *Gerechtigkeit*. Man redet über Ethik, Moral, Gottesfurcht oder sogar über geistliche Gesinnung. Vielleicht vermeidet man, über Gerechtigkeit zu reden, weil man ja weiß, dass Selbstgerechtigkeit Sünde ist. Das Wort *Gerechtigkeit* hat für manche einen pharisäischen Klang. Man denkt, dass man geistlicher sei, wenn man über geistliche Gesinnung statt über Gerechtigkeit spricht.

Aber geistlich gesinnt zu sein, ist nicht Selbstzweck, es ist Mittel zum Zweck. Alles, was wir in geistlicher Hinsicht tun, muss die praktische Gerechtigkeit zum Ziel haben. Gott beruft uns dazu, heilig zu sein. Christus setzt die Priorität für das Leben der Christen: »Trachtet aber zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit,

und dies alles wird euch hinzugefügt werden« (Mt 6,33). Das Ziel ist Gerechtigkeit.

Wie können wir nun wissen, ob wir in unserem Streben nach praktischer Gerechtigkeit vorankommen? Wie können wir wissen, ob wir auf dem Weg der Heiligung echte Fortschritte machen? Die Bibel wirft einiges Licht auf diese Fragen. Der Gerechtfertigte ist an seinen Früchten zu erkennen. Er ist ein Mensch, der geheiligt wird, weil der Heilige Geist, der in ihm und an ihm wirkt, das entsprechende Werk vollbringt. Der Heilige Geist weiß, was Heiligkeit ist, und ist am Werk, um in uns Heiligkeit hervorzubringen.

Die Frucht der Gerechtigkeit entspricht dem, was der Heilige Geist in uns wirkt. Wenn wir heilig sein wollen und ein wirkliches Verlangen nach Gerechtigkeit haben, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Frucht des Heiligen Geistes lenken.

Bevor Paulus im Galaterbrief auf die Frucht des Heiligen Geistes eingeht, spricht er von den Werken des Fleisches, die im deutlichen Gegensatz dazu stehen:

Offenbar aber sind die Werke des Fleisches, welche sind: Hurerei. Unreinheit, Ausschweifung, Götzen dienst, Zauberei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zank. Zwietracht, Sekten, Neid, Totschlag, Trunkenheit, Gelage und dergleichen, von denen ich euch vorhersage, wie ich auch vorhergesagt habe, dass die,

die so etwas tun, das Reich Gottes nicht erben werden  
(Gal 5,19-21).

In diesen Versen wiederholt der Apostel Paulus die Warnung Jesu an diejenigen, die das Reich Gottes nicht erben werden, weil sie in ihren Sünden verharren. Menschen, deren Leben von den oben genannten Merkmalen gekennzeichnet ist, werden das Reich Gottes nicht erben. Das besagt nicht, dass wir durch jede Sünde, die wir begehen, das ewige Heil verlieren. Paulus redet von einem Lebensstil, von den Gewohnheiten, die unser Leben charakterisieren. Wir sehen an der Liste der Übertretungen, dass sowohl die nach außen sichtbaren als auch die im Inneren begangenen Sünden gemeint sind – sowohl Sünden des Leibes als auch Sünden der Gedanken.

In diesem Zusammenhang neigen wir zu der Meinung, dass Sünde gleich Sünde und keine größer als die andere sei. Wir denken da an die Lehre der Bergpredigt Jesu. Sie besagt, dass es schon Ehebruch ist, wenn ein Mann eine Frau begehrt ansieht. Wir wissen, dass nach der Lehre der Bibel jemand ein Übertreter des Gesetzes ist, wenn er nur ein Gebot übertreten hat. Wer ein ausgewogenes Verständnis dieser beiden biblischen Lehren außer Acht lässt, kann leicht in Verwirrung geraten, wenn es um die Schwere der Sünde geht.

Als der Herr Jesus sagte, dass jeder, der eine Frau begehrt ansieht, schon das Gesetz übertreten hat, wollte

er damit nicht sagen oder zu verstehen geben, dass die Begierde *ebenso schlimm* wie der tatsächliche Vollzug des Ehebruchs sei. Der Herr wollte vielmehr zeigen, dass die umfassende Bedeutung des Gesetzes über die bloße Vermeidung des tatsächlichen Akts des Ehebruchs hinausgeht. Die Pharisäer dachten, dass sie wirkliche Täter des Gesetzes seien, wenn sie keinen tatsächlichen Ehebruch begingen. Sie meinten, wenn sie nicht buchstäblich einen Menschen töteten, wären sie an diesem Punkt nicht schuldig geworden. Dabei übersahen sie, dass es bei der umfassenderen Bedeutung des Gesetzes genauso um ungerechten Zorn und Hass ging wie um das Verbot des Mords.

Jesus lehrte, dass Hass Sünde gegen das Leben eines anderen ist. Hass schlägt anderen Menschen Wunden. Er ist nicht so schwerwiegend wie Mord im eigentlichen Sinne, aber trotzdem Sünde. Die kleinste Sünde ist eine Übertretung des ganzen Gesetzes. Das Gesetz ist der Maßstab der Heiligkeit für uns. Mit der kleinsten Übertretung sündigen wir gegen diesen Maßstab; wir missachten damit die Berufung zur Heiligkeit. Aber ich möchte an dieser Stelle betonen, dass nicht alle Sünden gleich schwerwiegend sind. Jesus hat wiederholt angedeutet, dass die Strafen in der Hölle unterschiedlich schwer sein werden. Er hat auch von Menschen gesprochen, die größere Schuld als andere tragen.

Den Gedanken, dass Sünden ein unterschiedliches



Ausmaß haben, müssen wir im Gedächtnis behalten, um den Unterschied zwischen *Sünden* und *schweren Sünden* zu verstehen. Für *alle* Sünden brauchen wir Vergebung; das steht außer Frage. All unsere Sünden sind ein Treubruch gegenüber Gott. Wir brauchen einen Retter, das ist gewiss, ob wir nun »kleine« Sünden begangen haben oder große. Aber manche Sünden sind von größerem Gewicht als andere, und wir müssen herausfinden, welche das sind, damit wir nicht in dieselbe Falle geraten wie die Pharisäer und die kleinen Dinge zum Wesentlichen in unserem Leben erheben.

Bedenken wir nur einmal, welche große Bedeutung dem Problem der Übergewichtigkeit in unserer Gesellschaft beigemessen wird. Es gibt gute Gründe, unser Körpergewicht unter Kontrolle zu halten. Wir wissen, dass Fettleibigkeit ein großes gesundheitliches Problem ist. Wir wissen auch, dass Völlerei Sünde ist. Wenn wir uns bemühen, schlank zu bleiben, so ist das sicher gut. Aber Schlankheit ist nicht das höchste Maß für Heiligkeit. Niemand hat mir je wehgetan, weil er zu viel wiegt, aber viele haben mich schon verletzt, weil sie mich verleumdet haben. Wir geben Geld für Schlankheitskuren aus. Doch welchen Stellenwert hat für uns das Anliegen, üble Nachrede zu unterlassen? Es gibt Probleme, die schwieriger zu bekämpfen sind als Übergewichtigkeit. Viele Menschen haben gelernt, ihren Appetit zu zügeln. Aber niemand unter uns sündigen Menschen hat je gelernt, seine Zunge zu bändigen.

Die Frucht des Geistes steht im lebhaften Kontrast zu den Werken des Fleisches. Die Frucht des Geistes bringt die Tugenden hervor, die wir in gottesfürchtigen Menschen erkennen und schätzen. Sehen wir uns die Frucht an, die Paulus aufzählt: »Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit« (Gal 5,22-23).

Das sind Kennzeichen eines Menschen, der in der Heiligung zunimmt. Es sind die Tugenden, nach denen wir streben sollen. Um die Frucht des Geistes hervorzubringen, müssen wir diese Tugenden praktisch umsetzen. Der Geist Gottes ist in uns am Werk, um uns dabei zur Seite zu stehen, aber wir müssen danach streben, dem Geist gehorsam zu sein, damit er diese Frucht hervorbringen kann.

Mit dieser Liste der Frucht des Geistes gibt uns der Apostel eine Anleitung für unsere Heiligung. Wir alle möchten gern Neues leicht und schnell lernen. Aber beim Fortschreiten in der Heiligung gibt es keinen leichten und schnellen Weg. Anhand der Bibel können wir aber leicht erkennen, wie Heiligung aussieht; sie lehrt uns zu sehen, woran sie zu erkennen ist. Es ist die Frucht des Geistes – da muss unsere Blickrichtung hingehen. Paulus versucht, es uns einfacher zu machen. Der Liste der Tugenden, die zur Frucht des Geistes gehören, fügt er noch einige Gedanken hinzu: »Gegen solche Dinge gibt es kein Gesetz. Die aber Christus angehören, die haben das Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Lüsten. Wenn wir im Geist leben,

so lasst uns auch im Geist wandeln. Lasst uns nicht nach leerem Ruhm streben, einander nicht herausfordern noch einander beneiden!« (Gal 5,23-26; Schlachter 2000).

## Gott in den Händen zorniger Sünder



Fast jeder natürliche Mensch,  
 der etwas von der Hölle vernimmt,  
 bildet sich ein, dass er ihr entrinnen werde.<sup>39</sup>

JONATHAN EDWARDS



Die vielleicht bekannteste Verkündigung, die je in Amerika gehalten wurde, ist die Predigt von Jonathan Edwards mit dem Titel *Sünder in den Händen eines zornigen Gottes*. Sie wurde nicht nur in vielen Predigtbüchern abgedruckt, sondern ist auch in den meisten Anthologien der frühen amerikanischen Literatur enthalten. Die gefährliche Lage eines unbekehrten Menschen, dem die Hölle droht, ist darin so lebendig geschildert, dass heutige Leser daran großen Anstoß nehmen.

<sup>39</sup> URL: <http://gnadenkinder.de/board/showthread.php/34205-S%C3%BCnder-in-den-H%C3%A4nden-eines-zornigen-Gottes> (abgerufen am 20.10.2017).

Edwards' Predigten sind angefüllt mit anschaulichen Beschreibungen des göttlichen Zorns und dem Schrecken der schonungslosen Höllenstrafen der Gottlosen. Derartige Predigten sind unmodern geworden und werden heute allgemein als geschmacklos angesehen, weil sie – so die Meinung – auf einer Theologie beruhen würden, die noch aus der Zeit vor der Aufklärung stamme. Predigten, die den grimmigen Zorn eines heiligen Gottes hervorheben, der auf widerstrebende, unbußfertige Menschen gerichtet ist, passen nicht in die gutbürgerliche Atmosphäre heutiger Kirchengebäude und Gemeindehäuser. Predigten, die aufrütteln und die Menschen in innere Not bringen, sind selten geworden und zudem unpopulär. Wir leben in einer Gesellschaft, in der im Allgemeinen der Akzent auf Selbstverbesserung und -vervollkommnung liegt und man Sünde weitgehend toleriert.

Das Denken vieler Menschen geht etwa in folgende Richtung: Falls es überhaupt einen Gott gibt, ist er bestimmt nicht heilig. Wenn er doch heilig sein sollte, ist er nicht gerecht. Selbst wenn er sowohl heilig als auch gerecht sein sollte, brauchen wir ihn dennoch nicht zu fürchten, denn seine Liebe und seine Barmherzigkeit sind größer als seine heilige Gerechtigkeit. Wenn wir uns erst einmal mit seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit abgefunden haben, können wir ganz beruhigt leben: Gott kann uns nicht zürnen.

Doch wenn wir nur einmal für kurze Zeit nüchtern nachdenken, müssen wir unseren Irrtum erkennen. Wenn

Gott heilig ist, wenn er nur einen Funken von Gerechtigkeit besitzt, ja, wenn Gott überhaupt als Gott existiert, wie kann es dann ausgeschlossen sein, dass er zornig mit uns ist? Wir missachten seine Heiligkeit. Wir bringen seine Gerechtigkeit in Misskredit. Wir machen seine Gnade verächtlich. Eine solche Haltung muss ihm missfallen.

Edwards verstand das Wesen der Heiligkeit Gottes. Er begriff, dass unheilige Menschen einen solchen Gott außerordentlich fürchten müssen. Für Edwards gab es keine Notwendigkeit, eine Theologie zu rechtfertigen, die den Zorn Gottes in den Vordergrund stellt. Ihm stand lediglich das dringende Anliegen vor Augen, über die Heiligkeit Gottes zu predigen – lebendig, leidenschaftlich, überzeugend und kraftvoll. Er tat dies nicht aus sadistischer Freude an der Angst der Menschen, sondern aus Mitleid. Weil er seine Zuhörer so liebte, wollte er sie vor den furchtbaren Konsequenzen warnen, die eine Begegnung mit dem zornigen Gott nach sich zieht. Es ging ihm nicht darum, den Menschen Schuldkomplexe beizubringen, sondern darum, sie aufzurütteln und ihnen die Gefahr zu zeigen, die sie erwartet, wenn sie nicht umkehren.

Wir wollen uns für einige Sätze aus der erwähnten Predigt von Edwards etwas Zeit nehmen, um eine Vorstellung von seiner Art der Verkündigung zu gewinnen:

Gott, der dich über dem Höllenabgrund hält, ähnlich wie etwa eine Spinne oder ein abscheuliches Insekt

über ein Feuer gehalten wird, ... zürnt dir sehr. Sein Zorn gegen dich brennt wie Feuer. Er sieht in dir keinen anderen Wert, als dich ins Feuer zu werfen. Seine Augen sind zu rein, als dass sie deinen Anblick ertragen könnten. Du bist [mit all deinen Sünden] in seinen Augen zehntausendmal abscheulicher, als es die giftigste Schlange in unseren Augen ist. Du hast über die Maßen gegen ihn gesündigt, mehr als sich je ein widerspenstiger Rebell gegen seinen irdischen König vergangen hat. Und trotzdem ist es nur seine Hand, die dich festhält und dich nicht in das [ewige] Feuer fallen lässt. Diese haltende Hand ist der einzige Grund dafür, dass du nicht schon längst dort hineingeraten bist, ja, nicht in diesem Augenblick hineinfällst. [...]

O Sünder, bedenke die schreckliche Gefahr, in der du dich befindest: Es ist der große Feuerofen seines Zorns – ein weiter, mit dem Feuer des Zorns gefüllter Abgrund, über dem die Hand Gottes dich festhält, die Hand des Gottes, dessen Zorn du in deiner Unbußfertigkeit gegen dich erregst und entfachst ... Du hängst wie an einem dünnen Faden, an dem die Flammen des Zornes Gottes emporschlagen, die ihn jeden Augenblick versengen und abreißen lassen können. Dann hast du keinen Anspruch mehr auf einen Mittler, nichts mehr, woran du dich zu deiner Errettung halten könntest; dann kann dich nichts mehr von den Flammen des Zorns fernhalten; nichts

in dir selbst; nichts von dem, was du je getan hast oder tun kannst, wird Gott dazu bewegen, dich nur einen Augenblick zu verschonen.<sup>40</sup>

Die Art der Predigt ist schonungslos. Edwards führt Schlag auf Schlag gegen die schuldbeladenen Gewissen seiner Zuhörer. Er zeichnet anschauliche, der Bibel entnommene Bilder, die den Sünder vor seinem Verderben warnen sollen. Er sagt den Menschen, dass sie sich auf schlüpfriger und abschüssiger Bahn befinden und von ihrem eigenen Gewicht hinuntergezogen werden. Er malt ihnen vor Augen, dass sie auf einer morschen Holzbrücke über den Abgrund wandern und jeden Augenblick in die Tiefe stürzen können. Er redet von den Pfeilen des Zornes Gottes, die umherschwirren und jeden treffen, der nicht in dem einzigen Retter, Jesus Christus, geborgen ist. Er beschreibt den Zorn Gottes, der großen Meeresfluten vergleichbar ist, die gegen die Dämme am Ufer brausen. Und wenn die Dämme brechen, so Edwards, geht der Sünder in der Flut unter. Außerdem sagt er:

Deine Gottlosigkeit macht dich schwer wie Blei, und mit großer Geschwindigkeit ... rast du der Hölle

---

<sup>40</sup> *The Works of Jonathan Edwards*, Bd. II, Carlisle, PA: Banner of Truth, 1974, S. 10.

Vgl. eine ähnliche deutsche Wiedergabe auf folgender Website:

<http://gnadenkinder.de/board/showthread.php/34205-S%C3%BCnder-in-den-H%C3%A4nden-eines-zornigen-Gottes> (abgerufen am 20.10.2017). Dies gilt auch für die nächsten beiden Zitate aus dieser Predigt.



entgegen. Wenn Gott dich fallen ließe, würdest du den Boden unter dir verlieren, augenblicklich hinuntersinken und in den Abgrund hinabstürzen. Deine Gesundheit, deine Sorgfalt und deine Vorsicht, deine besten Maßnahmen und all deine eigene Gerechtigkeit wären nicht imstande, dich zu halten und vor der Hölle zu bewahren, so wenig, wie ein Spinnennetz einen stürzenden Felsen aufhalten könnte.<sup>41</sup>

Edwards hatte klar erkannt, dass ein heiliger Gott auch ein zorniger Gott sein muss. Er zählt einige grundsätzliche Punkte zum Verständnis des Zorns Gottes auf, die wir nicht übersehen dürfen:

1. *Der Ursprung des Zorns über die Sünde.* Der Zorn, auf den Edwards in seinen Predigten Bezug nahm, ist der Zorn des ewigen Gottes. Er stellte den Zorn Gottes dem Zorn eines Menschen oder dem Zorn eines Königs gegenüber, der seinem Untertanen zürnt.

2. *Die Heftigkeit des göttlichen Zorns über die Sünde.* Wiederholt vergleicht die Bibel den Zorn Gottes mit einer Weinkelter. In der Hölle gibt es keine Linderung des Zorns, keine Gnade. Gottes Zorn ist nicht nur ein leichter Verdross, ein Missfallen. Es ist vielmehr ein verzehrender Zorn, der sich gegen den Unbußfertigen richtet.

---

<sup>41</sup> A. a. O., S. 9.

3. *Die Tatsache, dass es ein ewiger Zorn über die Sünde ist.* Der Zorn Gottes, der sich gegen diejenigen richtet, die in die Hölle geworfen sind, wird nie aufhören. Wenn wir nur ein wenig Mitleid mit unseren Zeitgenossen hätten, wären wir erschüttert angesichts des Gedankens, dass nur ein einziger von ihnen in den Abgrund der Hölle fallen könnte. Wir könnten die Schreie der Verdammten keine fünf Sekunden ertragen. Dem schrecklichen Zorn Gottes nur für einen Augenblick ausgesetzt zu sein, ist mehr, als wir aushalten könnten. Von solchen Predigten möchten wir nicht gern aufgerüttelt werden, wir wollen lieber sanft schlafen.

Die menschliche Tragödie besteht darin, dass wir trotz klarer Warnungen in der Heiligen Schrift und ungeachtet der nüchternen Lehre Jesu über dieses Thema meinen, wir könnten nach diesen eindeutigen Aussagen über die zukünftige Bestrafung der Gottlosen zur Tagesordnung übergehen. Wenn wir wirklich an Gott glauben, müssen wir der furchtbaren Tatsache ins Gesicht sehen, dass eines Tages der schreckliche Zorn Gottes ausgegossen werden wird. Edwards beobachtete Folgendes:

Fast jeder natürliche Mensch, der etwas von der Hölle vernimmt, bildet sich ein, dass er ihr entrinnen werde. Er verlässt sich auf sich selbst, was seine eigene Sicherheit betrifft. Er sonnt sich in dem, was er getan hat, was er tut und was er tun will. Jeder legt sich in seinen

Gedanken zurecht, wie er der Verdammnis entgehen wird, und denkt sich wunderbare Entschuldigungen für sich selbst aus. Und jeder denkt, seine Gedanken würden nicht trügen.<sup>42</sup>

Wie reagieren wir auf Edwards' Predigt? Weckt sie Furcht in uns? Oder werden wir ärgerlich und zornig? Spüren wir, wie Millionen von Menschen, nichts als Verachtung für die Vorstellung von der Hölle und der ewigen Verdammnis? Betrachten wir den Zorn Gottes als primitives und anstößiges Konzept? Haben wir allein schon gegen den Begriff *Hölle* Vorbehalte? Wenn ja, dann befinden wir uns in einer Stellung, die genauso gefährlich und unsicher ist, wie Edwards sie so anschaulich geschildert hat. Wenn wir den Zorn Gottes hassen, dann darum, weil wir Gott hassen. Wir mögen dem heftig widersprechen, aber die Heftigkeit bestätigt nur unsere Feindschaft gegen Gott. Wir mögen mit allem Nachdruck betonen, es sei nicht Gott, den wir hassen, sondern die Verkündiger derartiger Predigten, denn unser Gott sei ein Gott der Liebe. Aber ein Gott der Liebe, der keinen Zorn kennt, ist kein Gott. Er ist ein Idol, das wir uns selbst gemacht haben, nichts anderes als die geschnitzten Götzen in biblischer Zeit.

Eine andere bekannte Predigt von Jonathan Edwards, deren Grundgedanke man aus dem Thema der hier teil-

---

42 A. a. O., S. 8.

weise zitierten Verkündigung ableiten kann, trägt den Titel *Der Mensch ist von Natur aus Gottes Feind*. Wenn es möglich wäre, die Überschrift zu verbessern, so würde ich vorschlagen: *Gott in den Händen zorniger Sünder*.

Wenn wir unbekehrte Leute sind, ist eines absolut sicher: *Wir hassen Gott*. Darüber macht die Bibel ganz klare Aussagen. Wir sind erklärte Feinde Gottes. Auf diese Behauptung reagieren wir möglicherweise mit Empörung. Wir streiten heftig ab, was ich gerade geschrieben habe. Wir sind voll und ganz bereit anzuerkennen, dass wir Sünder sind. Wer ist das nicht? Wir geben schnell zu, dass wir Gott nicht so lieben, wie dies der Fall sein sollte. Aber wer von uns wird schon eingestehen, dass er Gott hasst?

Römer 5 lehrt klar: »Denn wenn wir, da wir Feinde waren, mit Gott versöhnt wurden durch den Tod seines Sohnes ...« (V. 10). Eines der zentralen Themen des Neuen Testaments ist der Grundgedanke der Versöhnung. Versöhnung ist nicht nötig für solche, die einander lieben. Gottes Liebe zu uns besteht ohne jeden Zweifel. Doch wie sieht es bei uns aus? Da ist einfach keine Liebe zu Gott da. Die natürliche Gesinnung des Menschen – das, was die Bibel als »Gesinnung des Fleisches« bezeichnet – besteht in Feindschaft gegen Gott.

Wir offenbaren die Feindschaft des natürlichen Menschen gegen Gott durch Gleichgültigkeit und Missachtung ihm gegenüber. Wir achten ihn nicht unserer ganzen Hingabe wert. Wir finden kein Gefallen daran, über ihn nach-

zusinnen. Selbst für Christen wird die Anbetung oft zur Routine und das Gebet zu einer lästigen Pflicht. Unserer natürlichen Neigung nach möchten wir uns so weit wie möglich von Gott entfernen. Sein Wort prallt von uns ab wie ein Tischtennisball von der Platte.

Von Natur aus stehen wir Gott nicht einfach nur gleichgültig gegenüber, sondern unsere Haltung ist durch Bosheit gekennzeichnet. Wir widersetzen uns seiner Herrschaft. Wir wollen nicht, dass er über uns herrscht. Von Natur aus ist unser Herz ihm nicht zugeneigt; es ist kalt, ohne jedes Gespür für seine Heiligkeit. Von Natur aus ist die Liebe Gottes nicht in uns.

Wie Edwards anmerkte, ist das Eingeständnis, dass der natürliche Mensch in Gott seinen Feind sieht, unzureichend. Wir müssen den entsprechenden Sachverhalt genauer formulieren: Wir betrachten Gott von Natur aus als *Todfeind*. Er stellt die höchste Gefahr für unser sündiges Leben dar, und wir lehnen ihn in jeder Beziehung ab. Keine Überredungskunst, keine Argumentation vonseiten der Theologen oder Bibelausleger kann uns veranlassen, Gott zu lieben. Wir wollen nicht einmal, dass er existiert.

Angesichts unserer gottfeindlichen Haltung sollten wir uns daran erinnern, was damals geschah, als Gott in Christus zu uns kam und als Mensch von Fleisch und Blut über diese Erde ging. Christus wurde getötet; er wurde ermordet durch die Hände boshafter Menschen. Die Menge schrie nach seinem Blut. Es war nicht genug, ihn ein-

fach zu töten. Seine Hinrichtung musste mit Verachtung und Demütigungen verbunden sein. Und so endete sein irdisches Leben *am Kreuz*. Wenn es nicht weitergegangen wäre und es keine Auferstehung gegeben hätte, dann wäre Golgatha die größte Niederlage gewesen, und die gottfeindliche Haltung hätte triumphiert.

Aber – so unser Protest – wir sind doch Christen. Wir lieben Gott. Wir haben die Versöhnung erfahren. Wir sind aus Gottes Geist geboren, und die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen. Wir sind nicht mehr Feinde Gottes, sondern Kinder Gottes. All das ist uns geschenkt, wenn wir Christen sind. Aber wir müssen wachsam sein. Wir dürfen nicht vergessen, dass mit der Bekehrung unsere menschliche Natur nicht ausgetilgt wurde. Daher haben wir jeden Tag noch mit ihr zu kämpfen. In unserem Inneren gibt es noch immer einen Teil unseres Menschseins, der keine Freude an Gott hat. Wir sehen die Auswirkungen dieser Tatsache in unseren häufigen Sünden und darin, wie teilnahmslos wir oft sind, wenn es darum geht, Gott anzubeten. Selbst in unserer Theologie offenbart sich diese Tatsache.

Nur in einer biblisch fundierten Theologie ist Gnade der zentrale Punkt. Wenn wir Gott ansehen, wenn wir etwas von seiner Heiligkeit erkennen, fangen wir an, das abgrundtief böse Wesen der Sünde und unsere totale Hilflosigkeit zu begreifen. Weil wir von Natur aus hilflose Sünder sind, können wir nur überleben, wenn uns

Gottes Gnade zuteilwird. Unsere Kraft ist – für sich genommen – völlig nutzlos. Ohne den gnädigen Gott sind wir geistlich absolut unfähig. Wir mögen uns den Zorn und die Gerechtigkeit Gottes nicht gern vor Augen führen, aber nur, wenn sich uns dieser Aspekt des Wesens Gottes erschließt, können wir das verstehen und dankbar annehmen, was uns die Gnade erworben hat. Selbst die Predigt von Edwards über Sünder in den Händen eines zornigen Gottes hatte nicht zum Ziel, die Höllenqualen hervorzuheben. Die Betonung darin liegt nicht auf dem feurigen Abgrund, sondern auf den Händen Gottes, die den Sünder vor dem Verderben retten. Die Hände Gottes sind Hände der Gnade, und nur sie allein sind stark genug, um vor dem sicheren Abgrund zu bewahren.

Wie können wir einen heiligen Gott lieben? Die einfachste Antwort, die ich auf diese entscheidende Frage geben kann, lautet: Wir sind dazu außerstande. Einen heiligen Gott zu lieben, das geht über unsere moralische Kraft hinaus. Wenn wir nicht aus dem Geist Gottes wiedergeboren sind, wenn Gott nicht seine heilige Liebe in unsere Herzen ausgegossen hat, wenn er in seiner Gnade uns nicht ein neues Herz schenkt, sind wir nicht fähig, ihn zu lieben. Er ist derjenige, der die Initiative zu unserer Veränderung ergreift. Ohne ihn hätten wir keine Gerechtigkeit aufzuweisen. Ohne ihn bestände unsere Bestimmung darin, in alle Ewigkeit fern von seiner Heiligkeit zu existieren. Wir können ihn nur lieben, weil er uns zuerst

geliebt hat. Um einen heiligen Gott zu lieben, bedarf es der Gnade – Gnade, die stark genug ist, unsere Herzenshärte zu überwinden und unsere todgeweihten Seelen aus der geistlichen Erstarrung zu reißen.

Wenn wir in Christus sind, haben wir das neue Leben schon empfangen. Wir sind aus dem (geistlichen) Tod in das (geistliche) Leben übergegangen. Noch sind wir nicht zur Vollendung gebracht, aber wenn wir in der Erkenntnis Christi wachsen, gewinnen wir eine tiefere Liebe für seine Reinheit und erkennen eine größere Abhängigkeit von seiner Gnade. Wir erkennen, dass er in jeder Beziehung unserer Anbetung wert ist. Aus unserer zunehmenden Liebe zu ihm wächst eine stärker werdende Verehrung seines Namens: Jetzt lieben wir ihn, weil wir seine Liebe sehen. Jetzt beten wir ihn an, weil wir seine Majestät erkennen. Jetzt sind wir ihm gehorsam, weil sein Heiliger Geist in uns wohnt. Er ist heilig, heilig, heilig ...



## Abkürzungen

|                 |   |
|-----------------|---|
| a. a. O.        | am angeführten Ort  |
| A. d. H.        | Anmerkung des Herausgebers  |
| Luther 1984     | <i>Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers</i> , Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984). |
| Schlachter 2000 | <i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.   |
| TR              | Tischreden (Teil der Werke Martin Luthers)  |
| WA              | Weimarer Ausgabe (der Werke Martin Luthers)   |

